

II. Jahrgang.
No. 39

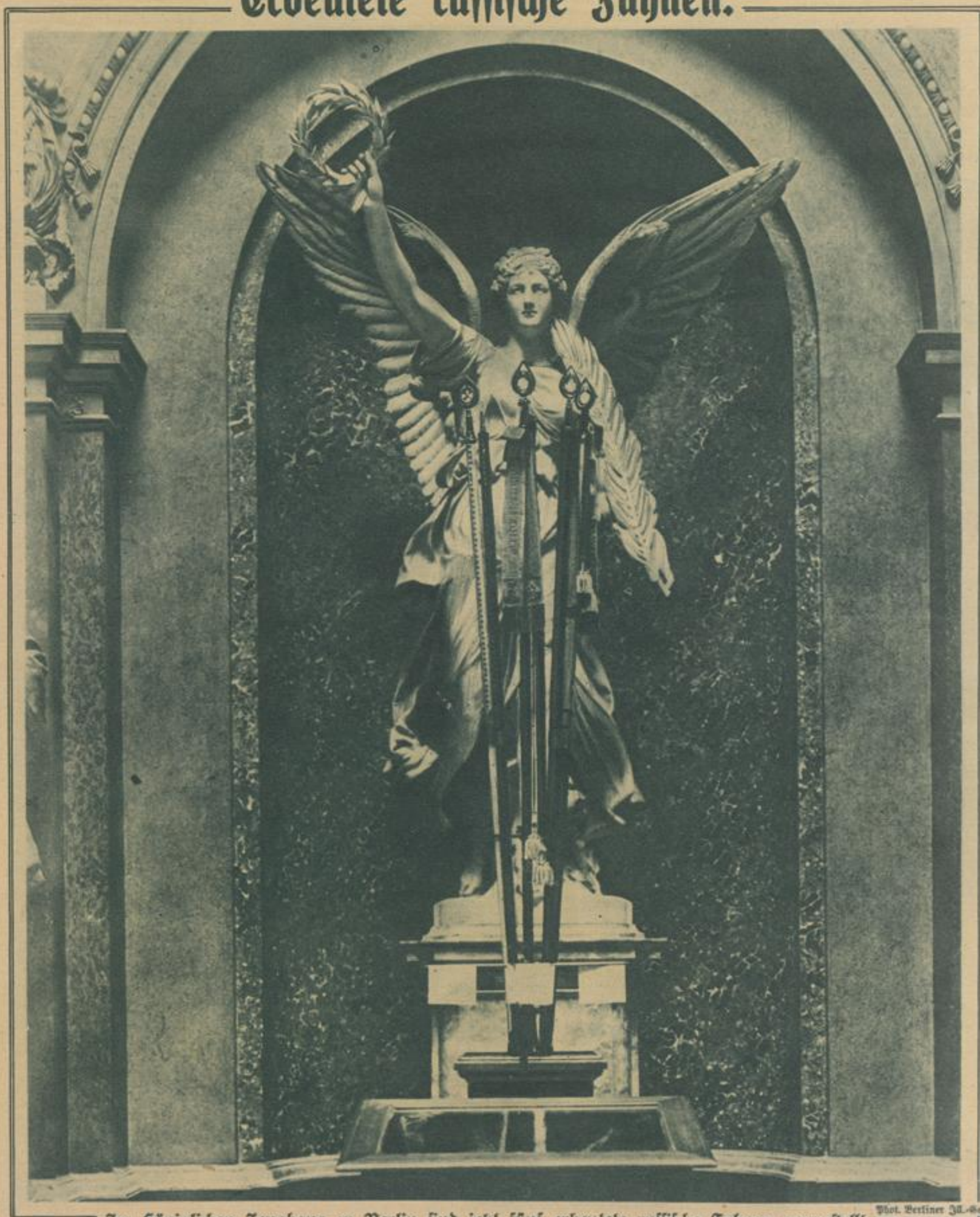
9. Kriegsnummer

24. September 1914.
Einzelpreis 10 Pfg.

Das Illustrierte Blatt

Verlag der frankfurter Societäts-Druckerei G. m. b. H. Frankfurt am Main

Erbeutete russische Fahnen.



Im königlichen Zeughaus zu Berlin sind jetzt fünf erbeutete russische Fahnen ausgestellt.

Phot. Berliner Ill.-Bl.

Umfang: 16 Seiten.

Rückwärts - rückwärts!

In dem Aristianablatte „Lidens Team“ schildert der norwegische Berichterstatter Philip Wibbe mit ergreifenden Worten den traurigen Rückzug des französischen Heeres und der flüchtenden Bevölkerung zu dem das schnelle Vorrücken der deutschen Truppen sie in der Gegend von Amiens zwang. „Militärautos mit kleinen Gruppen französischer Offiziere kamen den Weg entlang gefahren, und dann kamen einzelne Bataillone und dazwischen Bauernwagen und Karren mit Habichtsgleiten allerlei Art, Kinder auf Hädern, die große Kiste an ihre Maschinen gebunden hatten, Frauen, an deren Kleider sich kleine Kinder klammerten. Die Nacht nahte, die Dämmerung froh über Frankreichs Gefilde und Wege, das Kriegsgeheul hob sich in noch drohenderer und unheimlicher Gestalt...“

Wenige Minuten vor Mitternacht war es, als dieser Haufen die Straße nach



Das Rathaus des während der letzten großen Kämpfe im Osten schwer heimgesuchten Städtchens Hohenstein. Das Haus wurde in Trümmer gelegt.

Amiens erreichte. Es war ein langer trauriger Zug, zusammen mit Ambulanzwagen, mit Bauernwagen voller Zerkel und anderer Utensilien und mit Soldaten, die tödlich ermattet dalagen, so todmüde daß sie nicht ein Glied zu rühren vermochten. Und dieser Zug zog nun durch die stummen Schwärme der Flüchtlinge, die ihm mit schlaffen, harten Augen folgten. Da kam ein Kurrier, das Haupt tief auf die Brust niedergebunden, hinter sich zog er sein Pferd, das so müde und gebrochen war, daß es den Reiter nicht mehr zu tragen vermochte. Noch mehrere andere Kavalleristen kamen mit ebenso ruhgepumpten Tieren, und Infanteristen, von denen viele den Kopf verbunden hatten, klammerten sich hinten an die Wagen, indes sie wie Nachtwandler weiterstolperten. Die Laternen am Wege warfen ihre flackernden Lichter auf bleiche Gesichter mit harten Augen. Es war ein Zug von Kriegs-Brudergut. — In Paris nannte man das den „Rückzug nach dem Siege“.



General Botha, der ehemalige Deutschensfreund steht jetzt im Bunde mit dem schädigen Albion.



Prinz Rupprecht von Bayern.



Fluglehrer Carl Ingold, der als erster Zivilflieger das Eisene Kreuz erhielt.

Das Kriegspapiergeld der Franzosen.



Der Ausbruch des Weltkrieges hat in allen Ländern die Nachfrage nach Zahlungsmitteln ganz ungeheuer gesteigert. Die Mobilisierung und die allenthalben in den ersten Tagen des Kriegszustandes entstehenden Zahlungserfordernisse nehmen gewaltige Beträge in Anspruch. Und zu alledem kommt noch die Gefilogenheit englischer Gemüter, sich eine Barreserve für Fälle der Not zu sichern, eine sehr gemeinschädliche Handlungsweise, die zur Zurückziehung sehr beträchtlicher Summen aus dem Verkehr führt. Da ist es nur zu verständlich, wenn der Geldvorrat für den Bedarf nicht mehr ausreicht. In Deutschland erzielte man aber bald durch Vermehrung der Kassenscheine um eine Vervielfachung, und in anderen Ländern wurden Abhilfemaßnahmen getroffen. So sah sich auch die Bank von Frankreich durch den Mangel an Zahlungsmitteln veranlaßt, große Mengen von Banknoten zu 5 und zu 20 Fr. dem Verkehr zu zuführen, während vor dem Kriege die kleinste Banknote auf 50 Franken lautete. Wir geben die nicht sonderlich hübsch erscheinenden kleinen französischen Kriegspapiernoten hier im Bilde wieder.





Ruhe nach schwerer Schlacht.

Kriegsaufnahme von Posteler, Berlin.



Französische Franc-tireurs werden zu ihrer Aburteilung vor ein Kriegsgericht geführt.

Phot. E. Knecht, Berlin.

Verse von Leopold Schwarzschild.

Indien.

Zeichnungen von R. Ahle.



Hier sieht den schönen König Schorsch
Man vor dem ind'schen Ruchen sitzen.
Welch selber scheinbar etwas morsch
Und Neigung zeigt, sich zu erhitzen.



Der schöne Schorsch auf seinem Thron
Bemerkt mißbill'gend dieses Gären
Und sucht per Proklamation
Des Breuzelduffs sich zu erwehren.



Den Ruchen packt der Schorsch bedacht
In ein Edikt: „An meine Inder!“
Ob das wohl hilft? — Frau Aliso macht
Ein Fragezeichen stumm dahinter!



Wie schwächlich ist oft ein Papier!
Der sorgsam eingepackte Ruchen
Troht mit verstärktem Qualmen hier
Den königlichen Dämpfversuchen.



Kreuzsakrament! Der Schorsch ergreift,
Bereits mit Zorn und innerm Schrecke,
Den Zündstoff, der sich angehäuft,
Und pickt ihn aus dem Schmerzgebäude.



Fern nach dem Nil wird er verbracht
(.. Es sind so siebzigtausend Sünder...!)
Nun gibt's doch Ruh?? — Frau Aliso macht
Ein Fragezeichen stumm dahinter!



„Fft! — Bum! — Ach, es geht wieder los
Und schmeißt den schönen Schorsch höchst selber
Auf seine ehrenwerte Hos' — — —
„Zu hilf! Zu hilf, mein Japs, mein Gelber!“



Der Japs, mit gier'gem Hungerblick,
Zeigt erst die offenen Trintgeldhände,
Nimmt dann das saft'ge Ruchensstück
Und übt die Mord- und Dämpfstalente



Da scheint der Schorsch vom Traum erwacht....
Gibt, was er hat, der gelbe Schinder
Je wieder her?? — Frau Aliso macht
Ein Fragezeichen nur dahinter!

Was der Kriegsphotograph erlebt.

Auch der Beruf des Kriegsphotographen ist, wie die Erlebnisse eines Holländers während des Burenkrieges zeigen, oft sehr gefährlich. Der Holländer befand sich auf Seiten der Buren und nahm, um den Ereignissen möglichst nahe zu sein, selbst am Kampfe teil. In vier verschiedenen Kämpfen wurde er durch Kugeln verwundet. Einmal lag er 16 Stunden auf dem Schlachtfelde, ehe er von Krankenträgern aufgefunden und nach dem Verbandplatz getragen wurde. Am meisten hatten seine Zähne zu leiden. Einen Vorderzahn verlor er durch einen Kolbenhieb, einen zweiten durch einen Bajonettstoß und weitere vier gingen verloren.



als ihm sein Pferd unter dem Leibe erschossen wurde und er herabstürzte. Alles dies hinderte ihn aber nicht, mitten in der Schlacht Kriegsszenen auf seinen Platten festzuhalten. Noch neugieriger war ein Kriegsphotograph vor Port Arthur, der sich mit seiner Kamera bis in die Schusslinie der großen Festungsgeschütze wagte. Da platzte nur zehn Meter vor ihm ein Schrapnell. Er wurde zu Boden geworfen und blieb längere Zeit betäubt liegen. Doch wie groß war seine Freude, als er sah, daß er beim Krepierten des Schrapnells fast rein mechanisch eine Aufnahme gemacht hatte, deren Platte seltsamerweise erhalten geblieben war. Dies tröstete ihn selbst über seine Verwundung.



Phot. Vorderer, Berlin.

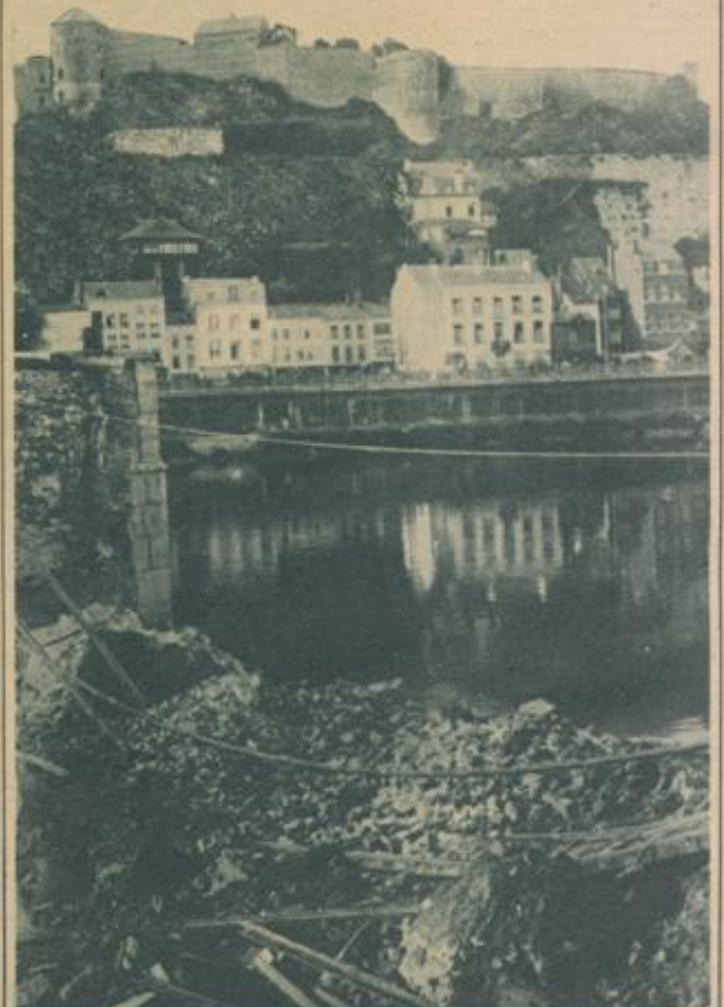
Schwerverwundeter französischer Soldat wurde von deutschen Soldaten aufgefunden und geliebt. In seiner Begleitung befanden sich zwei unverwundete französische Soldaten, die sich ergaben.

Das ... Infanterie-Regiment nach seinem Einzug in Namur.

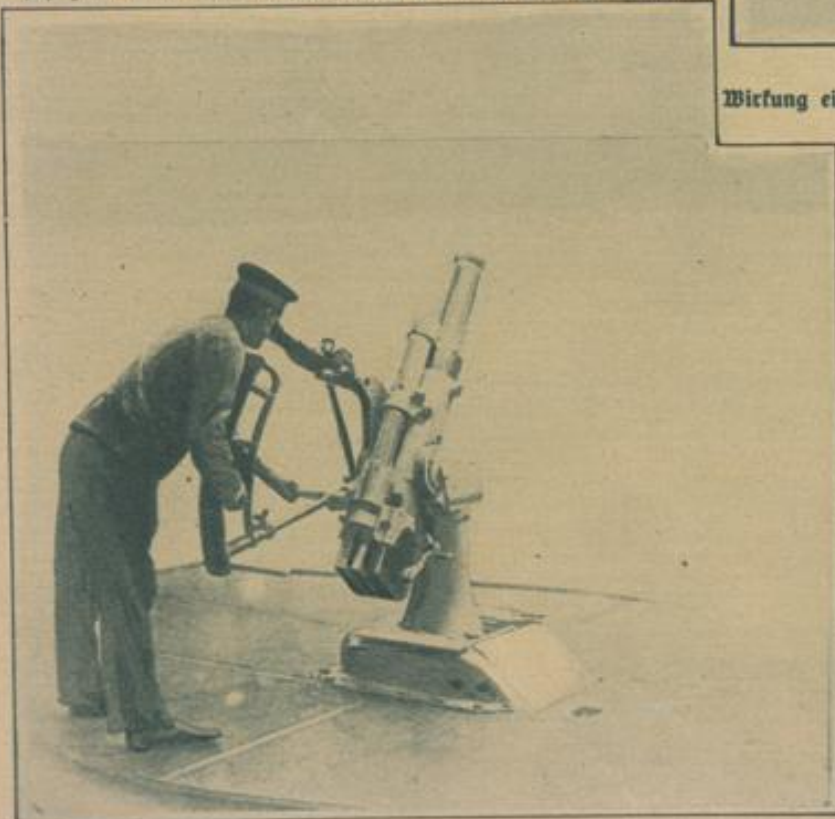


Phot. Berliner Ill.-Bl.

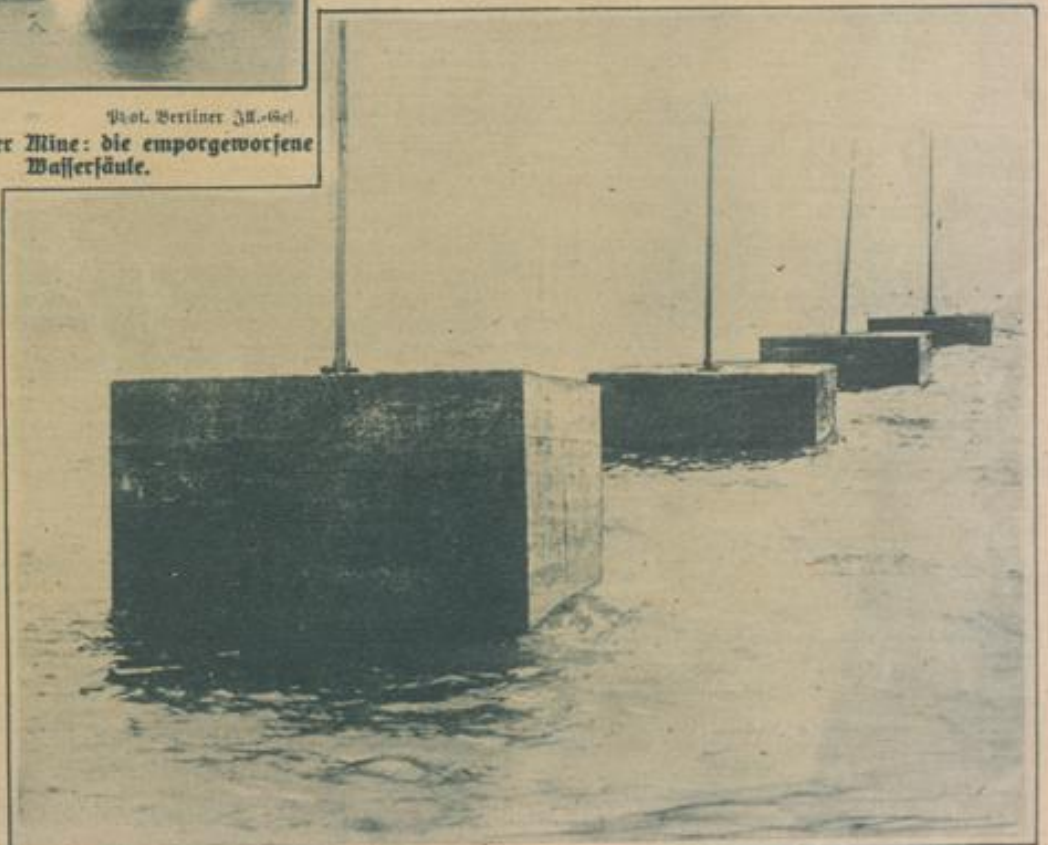
Wirkung einer Mine: die emporgeworfene Wasserfäule.



Neue Aufnahme der Festung Namur mit der zerstörten Brücke.



Verfensbare Abwehrkanone auf einem englischen Unterseeboot.



Mine vor dem Versenken.

Phot. Berliner Ill.-Bl.

Der Kirchspielvogt von Schlichtingen

Roman von K. von der Eider

Nachdruckrecht geschützt durch
M. Möller u. Co., Berlin W. 15

(Fortsetzung.)

„Ich werde gleich an sie schreiben. Miß Harrison soll nächsten Monat mit einer deutschen Familie nach Hamburg fahren. Da muß Lall zu Hause sein.“

Er klopfte Wulff auf die Schulter.

„Du, junger Mann, da müssen wir uns im Rumachen üben. Das soll ein Leben werden.“

Als er so da stand, sprühend vor Lust und Lebenskraft, hingen die Augen der beiden Frauen, der alten sowohl wie der jungen, voll zärtlicher Bewunderung an ihm. Wulff meinte, nie einen schöneren Mann gesehen zu haben.

In diesem Abend dauerte es lange, ehe er zur Ruhe kam. In der Küche erzählte Frau Hellmann den Dienstmädchen von dem Ereignis.

Wulff dachte nur an Lall. Wie oft hatte er in Gedanken gerechnet. Noch so viel Monate, Wochen, Tage, dann sind die zwei Jahre um. Dann mußte sie heimkehren. Jetzt kam sie viel schneller zurück, als er erwartet hatte.

Sie kehrte zurück. Der Kook grünte und die Verden zwitscherten. Es war die rechte Zeit zur Heimkehr.

Wie mochte sie aussehen.

Achtes Kapitel.

Lall kehrte heim.

Wulff saß im Büro und schrieb. Er hörte draußen den Wagen vorbeifahren, hörte ihre Stimme und ihr helles Lachen durchs Haus klingen. Er suchte sie sich vorzustellen im eleganten Kleide mit prächtigem Hute.

Die Tür öffnete sich. Er hörte es wohl; aber er fuhr fort zu schreiben, eilig mit klopfendem Herzen.

Da stand sie vor ihm wie in früherer Zeit, blaß, in einem eleganten, aber doch einfachen Kleide.

Guten Tag, Wulff Jessen!

Wulff sprang auf. Er wollte sich steif und höflich verbeugen und durchaus nicht tiefer als nötig war, aber als er ihr in die Augen sah, ergriff er rasch ihre Hand, die sie ihm bot.

Sie war wohl etwas verändert, etwas größer und fester geworden. Das Haar trug sie lose aufgeschaukelt. Das stand ihr gut zu dem weißen Gesicht und den brennend roten Lippen. Ihr Kleid hatte keine Schleppe und tauchte auch nicht. Nur erschienen ihre Figur viel ebenermäßiger darin. Als sie im nächsten Augenblicke auf dem Tische sah, da, wo sie am ersten Tage ihres Hierseins gesessen, erschien sie ihm ganz die Alte.

„Wulff Jessen, kann sich der Mensch ändern?“

Er blickte erstaunt auf, sagte aber nichts.

„Nein, der Mensch ändert sich nie. Das Kleid verändert sich, die Umgebung; der Mensch bleibt wie er ist.“

„Das freut mich“, sagte er froh.

„Mich freut es auch. Sie sind noch ganz der Alte.“

Er wurde ein wenig rot.

„Sagen Sie, Wulff Jessen, freuen Sie sich auf die interessante Hausgenossin, die wir bekommen?“

„Nein.“

„Das dachte ich mir. Wie stellen Sie sich die Miß vor?“

Er dachte nach. „Lang, mager, hellblond, altlich.“

„Halt, sie ist jünger als ich, erst fiebzehn Jahr. Ich wette, sie ist klein, dünn, und brünett.“

Er machte ein so unglückliches Gesicht, daß sie ihn auslachte.

„Sehen Sie, das wäre Ihnen auch nicht recht. Sie müssen mir eines versprechen: daß Sie nicht hochmütig zu Miß Harrison sein werden.“

„Bin ich hochmütig?“

„Ja, Wulff Jessen, Sie sind im Grunde Ihres Herzens ein schrecklich hochmütiger Mensch!“

Mit diesen Worten sprang sie herunter und ging hinaus. Jetzt tauchte ihr Kleid doch. Es war mit Seide gefüttert.

Er blieb in einem etwas verwirrten Zustand zurück.

Wulff Jessen, Sie sind ein schrecklich hochmütiger Mensch! tönte es ihm ins Ohr. Klang es nicht wie helles Mädchenlachen durch diese Worte.

Von der Decke herab ließ sich eine kleine Spinne nieder. Er verfolgte ihre Bewegungen, wie sie sich fallen ließ und wieder heraufspann und tat ihr nichts zuleide, obgleich er Spinnen haßte.

„Herr Jessen, können Sie engelsch?“ fragte ihn einige Tage danach die Binnerdeern, als sie ihm den Kaffee brachte.

Als er sie sprachlos anstarrte, fuhr sie fort:

nen Kinderaugen. Ihr Haar war dunkel wie die Nacht und goldig wie Sonnenschein.

Das Haar war sehr merkwürdig. Im Dunkel des Zimmers und im Schatten konnte man es für tiefschwarz halten, fiel aber das Tageslicht oder der Schein der Lampe darauf, dann schimmerte es wie rotes Gold.

Sie trat durchaus nicht schüchtern, aber etwas steif auf und ging äußerst einfach gekleidet. Man sah sie nie anders als in einer blendend weißen Hemdbluse mit hohem Stehkragen, ziemlich fußfreiem, dunkelblauem Cheviotrock, gelbem Ledergürtel und tadellos sitzenden hellbraunen Halbschuhen.

Lall erschien neben ihr wie eine Prinzessin. Aber trotz aller Einfachheit sah sie stets sehr sauber aus. Sie war bescheiden und höflich und gab sich die größte Mühe, etwas Deutsch zu sprechen. Das rote Wörterbüchlein kam nicht aus ihrer Hand.

Sie wurde mit offenen Armen empfangen. Der Vogt führte galant ihre kleine Hand an seine Lippen. Madame küßte sie auf die Stirn.

„Meine Liebe, Süße.“

Muttchen Hellmann mußte erst aus der Küche geholt werden. Sie überstürzte sich in Entschuldigungen, auf die die kleine Miß mit verbindlichem Lächeln antwortete.

Lall führte sie nach oben. Ihr tat das junge Geschöpf mit seiner lüthlen, verständnislosen Art leid, und sie legte den Arm um Miß Harrisons Schulter.

„Wir wollen Freundinnen sein, nicht wahr?“

Den Sinn dieser Worte verstand die andere sofort. Ein liebliches Lächeln erschien auf ihrem Gesichtchen.

„Ja — wir wollen sagen Du zu sich.“

„Ich heiße Lall.“

„Ich heiße auch — Meg.“

Lall küßte sie auf den Mund.

„Du bist ein süßes kleines Mädel.“

Wulff wurde der kleinen Schottin vorgestellt. Sie machten beide eine ungeschickte Verbeugung und nahmen dann nicht weiter Notiz von einander. Sie erschien ihm sehr unbedeutend neben Lall und interessierte ihn nicht.

Er überließ sie, ohne es zu wollen. Eines Morgens, als sie ihm auf der Diele begegnete, kam sie direkt auf ihn zu. Er konnte ihr nicht aus dem Wege gehen. Sie hielt ihm die Hand hin und sagte sehr deutlich:

Guten — Morgen — Herr — Jessen.“

Er war gerührt. Augenscheinlich hatte sie mit vieler Mühe den Satz auswendig gelernt, und Lall war ihre Lehrmeisterin gewesen. So erschien es ihm als ein Gruß von ihr. Er ergriff die kleine Hand.

Guten Morgen, Miß.“

Diesmal warf er nicht den Kopf in den Nacken wie sonst, sondern lächelte still vor sich hin.

Seitdem tauschten sie Morgen für Morgen diesen Gruß aus.

Ob das Leben im Hause des Kirchspielvogts ein anderes wurde durch die Anwesenheit Miß Megs? Nein. Sie war so still und anspruchslos, daß man kaum merkte, daß sie da war. Sie suchte sich hier und da nützlich zu machen, wuschte Staub, bogte die Fensterblumen und machte feine, schwierige Handarbeiten.

Der Vogt war jetzt öfter als sonst zu Hause. Oft folgte sein Blick den Bewegungen der kleinen Engländerin. Er war ihr gegenüber von ausgefuchster Ritterlichkeit; aber sie blieb sich immer gleich.

Lall ging wieder öfter mit Wulff übers Feld.

Es war am Ende eines warmen Sommertages. Der Himmel war wolkenlos und die Erde so heiß, als ob sie schon schlief. In der Luft spielten Schwärme jener kleinen Mücken, die weder stechen noch summen. Sie tanzten vor ihnen her, wo sie gingen und standen, am Graben, über den Hecken, auf dem Landwege. Sie störten die beiden nicht. Sie wollten nichts von ihnen — nur Leben — spielen.



Illustration von W. Kithelm, Frankfurt a. M.

Entschuldigen Sie mein Herr, wie weit ist's noch bis Paris?

„Wenn Sie's lernen wollen — ich kann ... Guten Morgen“ heißt: god morning ... „ju rum is retti“ heißt: Eure Stube ist all fertig“ und „woll'n Sie man gefälligst rein kommen zu Mittagessen“ heißt: „Will ju kam to dinner“ ... „Seh'n Sie, das habe ich von Fräulein Lall gelernt, damit ich mit die engelsche Miß was sprechen kann.“

„Was heißt denn „guten Abend“?“

„Gott, Herr Jessen, Sie fragen einen aber auch zuviel. Das wird denn wohl „god awing“ heißen. Es ist ja beinahe wie plattdeutsch. Wenn man bloß ein bißchen engelsch kann, daß die engelsche Miß daraus klug wird. Denn die kann ja wohl kein Wort deutsch. Sie sollten sich das auch man annehmen.“

„Das habe ich nicht nötig, Mißen. Ich habe anderes zu tun, als mich mit dem englischen Fräulein zu unterhalten.“

„Na, wenn kein ein Mensch mit sie spricht, wird ihr die Zeit schön lang werden. Die kann sich gratulieren.“

„Sie soll deutsch lernen“, entschied Wulff. „Nebrigens kommt der junge Herr Hellmann in den Ferien auf Besuch. Der wird schon engelsch verstehen.“

Wulff vertiefte sich wieder in seine Arbeit, aber sie wollte ihm nicht recht von flatten gehen. Ein feiner Sonnenstrahl schien durchs Fenster hinein und ließ die Stülchen flimmern. Dann kam eine Fliege, die setzte sich auf das Blatt, summt und setzte sich auf eine andere Stelle. Er schlug nach ihr, aber erwischte sie nicht. Sie fuhr fort ihn zu necken. Da warf er den Kopf in den Nacken, kummerte sich nicht mehr um sie und vergaß den Qualgeist wirklich.

Miß Harrison kam.

Eines Tages erschien sie im einfachen dunkelblauen Tuchkostüm, einem schlichten weißen Rundhut mit schwarzem Band auf dem Kopfe.

Sie sah weder dem Bilde, das Lall, noch dem, das Wulff von ihr entworfen hatte, ähnlich. Ihre Figur war mittelgroß, ältlich und schmalbüftig. Sie hatte ein feines, längliches Gesichtchen, mit großen graubrau-

Lall war wie früher und doch ein wenig anders. Ihre Bewegungen waren nicht mehr so häufig. Sie lief nicht voran. Ein hübsches rotes Musselkleid umschloß ihre volle Figur, und auf ihrem Hut wiegten sich rote Mohblumen. Das Kleidete sie gut und hob ihre blassen Farben.

Sie gingen nebeneinander her.

„Wulff! Wulff, jetzt erzählen Sie!“

„Was soll ich erzählen?“

Von unserm Lande. Nicht wahr, wir regierten doch einst dies Land und berieten über seine Zukunft und hatten große Pläne. Wir wollten die Bauern zu Fürsten machen und wollten ein Königreich gründen. War es nicht so? Was machen unsere Untertanen?“

„Die Bauern? Es ist Gefahr im Verzuge, Fräulein Lall.“

„Was für Gefahr?“

Sie rückt von allen Seiten heran, ganz allmählich. Die Zeit bringt es wohl mit sich. Die Bauern haben keine Lust mehr, auf dem Lande zu leben. Das Vergnügen in den Städten lockt sie. Auf der anderen Seite der Elber in Elberfeld soll der vierte Teil der Höfe leer stehen. Die Besitzer ziehen in die Stadt, riegen ihre Stuben ab und verpachten das Land. In der Leutestube wohnt dann irgend ein Arbeiter mit seiner Frau unentgeltlich als Aufsehermann.“

Lall war betroffen. „Aber bei uns ist es doch nicht so?“

„Nein, noch nicht. Gott sei Dank, wir haben den Vogt, der hält die Sache. Er hält die Bauern in Atem. Bald ruft er sie zu einer Versammlung zusammen, wo sie beraten müssen und wo es hinterher hoch hergeht, bald arrangiert er ein Fest. Nächstens bekommen wir auch einen Jahrmart und Wochenmarkt. Er versteht es, die Leute zusammenzuhalten. Aber wenn er mal fortgeht...“

„Papa geht nicht fort.“

„Die Leute murren, er würde Landrat.“

„Glauben Sie, daß sein Einfluß dann geringer würde? Er würde ihn dann über den ganzen Kreis ausdehnen. Er würde noch unendlich viel mehr schaffen. Papa ist der geborene Regent.“

„Das ist er.“

Sie blickten beide in die Ferne. Lall war es mit einem Male, als würde einmal eine Zeit kommen, da es keinen Noog, keine Höfe mehr gäbe. Aber was würde dann sein? Sie lächelte. Nein, das Land hier hatte Bestand.

„Coop — Coop!“

Ein Ruf ertönte hinter ihnen, durchdringend wie ein Schlachtruf. Sie drehten sich um. Eine zierliche Gestalt kam raschen Laufes auf sie zu.

„Coop!“

Es war der Ruf der Cowboys, und Meg war es, die ihn ausstieß. Man hatte sie ganz vergessen. Atemlos kam sie näher und lachte die beiden an wie ein glückliches Kind. Das Haar hatte sich beim Gehen gelöst und umsprühte das Gesicht wie Flammenschein.

„Armes Ding!“

Lall zog ihren Arm durch den ihrigen. Dann gingen sie weiter und setzten ihr Gespräch fort. Was kümmerte sie die Kleine, die nebenher lief. Sie würde solche Sachen nicht verstehen und wenn man ihr jedes Wort einzeln übersetzte.

Wie ein Kind trippelte sie nebenher, horchte auf alles und machte ein sehr ernsthaftes Gesicht. Dann zog sie ihr Büchlein aus der Tasche, blätterte darin und sprach plötzlich ganz laut und unvermittelt:

„Ein — sehr gutes Wetter — heute sein.“

Neuntes Kapitel.

Im Sommer, als an dem weißen Hause die Spalierrosen blühten, kam Fred auf Ferienbesuch. Mit einem Brief trat er ins Haus. Fünf Minuten später studierte er bereits in Lalls englischem Wörterbuch.

Der Vogt veranstaltete eine Festlichkeit, hauptsächlich zu Ehren Megs und der heimgekehrten Tochter. Die Honoratioren und Söhne des Dorfes wurden eingeladen.

Es war ein wirkliches Fest. Die Kochfrau aus der Stadt kam. Eine Kiste Wein wurde ins Haus gebracht. Der Vogt bestellte Blumen, Früchte und Torten in der Stadt. Das ganze Haus wurde auf den Kopf gestellt. Frau Nische wußte nicht, wo ihr der Kopf stand. Nur

Madame saß still in ihrem Lehnstuhl und fillerte, als ginge sie die ganze Welt nichts an.

Das Antezimmer wurde ausgeräumt. Hier sollte getanzt werden. Wulff half nach Kräften bei den Vorbereitungen. Fred brückte sich, wo er konnte. Der Vogt selbst war als Gastgeber in seinem Element. Er verstand es wie kein anderer, zu leiten, anzuordnen, dem Ganzen einen großen Zug zu geben. Meg half in ihrer stillstehenden Art. Sie ordnete die Blumen, deckte den Tisch und entwarf zierliche Tischkarten.

Es wurde sehr hübsch, obgleich die kleine Frau Hellmann noch im letzten Augenblick am liebsten davongelaufen wäre, weil ihre Bluse unter dem Aermel platzte. Sie durfte es kaum wagen, sich zu bewegen.

Wulff saß zwischen der ältlichen Apothekerstochter und Minna Bruhn von Bruhnsdorf. Vom anderen Ende der Tafel winkte Lall ihm zu. Ihr Tischnachbar war Geert Rissen, der Sohn Vollmacht Rissens vom Eichenhof. Er war erst vor kurzem vom Militär zurückgekehrt und hatte sich noch die straffe Haltung des Einjährigen bewahrt.

Lall hatte ihn gern. Er hatte in seinem Wesen Ähnlichkeit mit Wulff, nur daß er größer und breiter war

Der Vogt strahlte. Er war hier und dort. Lall setzte sich ans Klavier und schlug ein paar Walzerklänge an. Sie winkte Wulff. Sie wußte, daß er nicht tanzen konnte. „Wollen Sie mir die Noten wenden?“

„Ich kenne keine Noten.“

„Schadet nichts. Wenn ich so mit dem Kopfe nide, wenden Sie um.“

Er stellte sich seitwärts an ihren Stuhl. Die andern tanzten. Nicht einen Blick wandte er von ihrem blonden Scheitel, zu dessen Seiten sich das Haar baushete. Jetzt nickte sie. Er wandte das Blatt um. Es ging vorzüglich.

Erst hinterher wurde ihm klar, was Lall damit bezwecken wollte. Sie kannte seinen Stolz und wollte nicht, daß er allein umherstehen sollte. Jetzt vermittelte man, daß er musikalisch war. Das erhob ihn in den Augen der andern. Von den jungen Herren verstand keiner etwas von Musik.

Sie nickte ihm zum Schluß zu: „Ich danke Ihnen, Herr Jessen.“ Dann ging sie an seiner Seite weiter und sprach dabei Geert Rissen an. Sie wollte die beiden gern zusammenbringen. Aber sie waren beide gleich steif und stolz.

Meg kam auf ihn zu. Sie wollte auch spielen — einen schottischen Tanz.

„Sie bitte — wenden um die Musik.“

„Ich hab' keine Zeit, entschuldigen Sie.“

„O — Sie sein böse!“ rief Meg.

Er verbeugte sich noch einmal unbeholfen. Dann ging er. Was blieb ihm anderes übrig, als zu gehen, wenn er sich nicht blamieren wollte.

Sein Zimmer war dunkel. Er setzte sich ans Fenster und schaute hinaus auf den Garten, in dem unter den Apfelbäumen matt erleuchtete bunte Papierlaternen hingen. O — wie sehnte er sich nach den hellen Räumen unten, nach der Heiterkeit, der Musik, dem Getriebe. Und doch brachte er es nicht über sich, wieder hinunter zu gehen.

Wulff Jessen, Sie sind ein schrecklicher hochmütiger Mensch,“ hatte einmal jemand zu ihm gesagt.

„Das kommt, weil ich ein Gemeindefind bin,“ antwortete er für sich. „Im Grunde meines Herzens bin ich demütig. Ich bin nur stolz, weil es die anderen sind. Ich verschanze mich dahinter, damit sie meine große Demut nicht merken.“

Es hatte ihn niemand gekränkt. Im Gegenteil — selbst die reichen Bauernsöhne, die alle das Gymnasium besucht hatten, waren ausgesucht höflich gegen ihn gewesen. Aber das war es gerade, was er fühlte. Gegen ihn waren sie höflich, untereinander dagegen waren sie manchmal recht derb. Sie betrachteten ihn nicht als ihresgleichen, und nur, weil man ihm im Hause des Kirchspielvogts eine Familienstellung eingeräumt hatte, beachtete man ihn. Gegen Vertraulichkeiten aber wappnete man sich mit Höflichkeit.

Das Klavierspielen lönte zu ihm herauf. Er hörte Lachen und Plaudern. Man ging in den Garten. Dicht unter seinem Fenster hörte er Stimmen. Es waren Fred und Meg. Er erteilte ihr Unterricht im Deutschen, und sie schienen eine gelehrige Schülerin zu sein.

Wulff verstand jedes Wort. Fred sprach ihr vor und sie wiederholte.

„Ich...“

„Ich...“

„Liebe...“

„Liebe...“

„Dich...“

„No — no — nicht ich Sie lieben. O — ich verstehe sehr gut Deutsch. Ich geh lachen.“

Sie lachte hell auf.

Wulff schloß das Fenster.

„Kindisch — höchst kindisch,“ murmelte er und kam sich dabei sehr alt und gereift vor.

Der Kirchspielvogt schickte noch einmal herauf, er möchte doch herunterkommen, es fehle an Tänzern. Da ließ er bestellen, er wäre zu müde.

Der Vogt lachte und fühlte sich noch einmal so jung und stark und noch einmal so begehrt als Tänzer.

Er forderte Meg zum Tanzen auf und drehte sie an sich, daß ihr fast der Atem verging. Er tanzte noch rascher als sonst. Sein Antlitz rötete sich seine Augen glühten. Sie blieb ganz unverändert.

(Fortsetzung folgt.)



Berliner im Divad: Emil: Wat haste denn da? Ernst: Mein Schnupstafel is alle, da hab' ich französisch Schießpulver B genommen, vielleicht explodiert's in Kleinfalder, wo die Franzosplitter nich so groß sein brauchen.

und sein Antlitz gebräunter. Aber er hatte den festen Gang, den geraden Rücken, die Art, den Kopf hintenüber zu werfen.

Mit Wulff verstand sich Lall wohl gut; aber es war immer etwas zwischen ihnen, was sich nicht in Worte setzen und auch nicht überbrücken ließ. Wenn sie auch nicht ein einziges Mal daran dachte, wer er war, so vergaß er es doch keine Minute, daß er ein Gemeindefind und der Schreiber ihres Vaters war. Daß er hieran dachte, ließ er andere fühlen.

Geert Rissen dagegen war ein Herrensohn, und er hatte die freie, selbstbewußte Art eines solchen. Er bog den Kopf nicht vor, wenn er mit Lall sprach und gab sich durchaus keine Mühe, sie zu unterhalten.

Es ergab sich ganz von selbst. Geert erzählte von seinen Vorfahren. Einer von diesen hatte stehenden Fußes eine Tonne Hafer auf dem Rücken zum Boden hinaufgetragen und ein Hufeisen in der Hand zerbrochen. Sein Großvater selbst war mit dabei gewesen, als es gegen die Dänen ging und die Fahne blau-weiß-rot erstand.

Das war etwas für Lall. Da glühten ihre Wangen, sie ereiferte sich. Ihre Augen wurden dunkel und glänzend.

Meg saß Wulff gegenüber neben Fred. Sie warf ihm über den Tisch mitunter einen scheuen Blick zu und horchte zerstreut auf die Lehren, die ihr Tischnachbar ihr gab. Ihr Haar flammte in dem hellen Lampenschein und sah doch prächtig dunkel aus. Als Wulff den Kopf hob, sah er, wie der Blick des Vogts an dem Haar hing. Er wandte im Gespräch mehrmals den Kopf, aber nicht den Blick, der war wie verzaubert.

Meg war weiß gekleidet, im weißen Leinenrock, weißer Batistbluse mit hohem Kragen und silbernem Gürtel. So sah sie einfacher als alle anderen aus.

Das Essen war ausgezeichnet. Ein Gang folgte dem andern. Dazu wurde viel getrunken. Die Gesellschaft war animiert.

Die erste Fahrt des Schnelldampfers „Kaiser Wilhelm der Große“.

Die See war ruhig. Tiefe Nacht über den weiten Wellen. Musik rauschte in brausenden Akkorden durch die Atmosphäre. Der „Kaiser Wilhelm“ machte seine erste Reise über den Ocean. Ein Gesellschaftsabend mit Tanz und eleganter Unterhaltung feierte das Ereignis auf dem Riesendampfer. Er war der größte unter seinen Brüdern. Keine andere Nation hatte damals dergleichen aufzuweisen. Und die Vertreter aller Völker hatten sich nicht entgehen lassen, diese „Jungferntour“ zu genießen. Engländer in großer Zahl, höchstens nur noch durch Amerikaner in den Schatten gestellt. Franzosen, Holländer, Russen, Japaner, kurz die Völkerkarte der Welt war aufgeschlagen, wenn man in den Riesensaal trat, der dem abendlichen vornehmen Vergnügen diente. Eine Flut von Lichtern strahlte über die weißen Rachen der Schönen, die neueste Modenschöpfungen raffinierter Eleganz zeigten. Die Herren waren in wunderbar geschnittenen Fracks mit ausgesuchter Gediegenheit gekleidet. Man hätte meinen können, daß sich die Diplomatie der Großmächte eine Zusammenkunft gegeben hätte. Die Sprachen des Kosmos wirbelten durcheinander. Der Ton der Veranstaltung war von einer schmeichelnden Wohlerzogenheit. Der Kapitän erfüllte die Pflichten der Repräsentation vollendet. Kurz, die letzten Gaben der Zivilisation, die ausgesuchten Genüsse der gesellschaftlichen Welt waren hier vereinigt. Bis in die späte Nacht dauerte die Feier und eine internationale Verbrüderung war in idealer Form ausgedrückt. Deutsche verkehrten zwanglos mit Engländern und Franzosen, Amerikaner saßen neben Japanern, Kaufleute unterhielten sich freudig erregt mit Militärs und Attaches, kein kosmopolitisches Seebad hätte angenehmere Menschen und schönere Monieren aufweisen können. Nur wenn man schärfer hinhorchte, entdeckte man leise Zwischentöne. Die Engländer sprachen sich mit übergrößer Zuverlässigkeit über die Einrichtung und den ruhigen Gang des Schiffes aus. Sie lobten den Wintergarten, das Wiener Kaffeehaus, das Ritz-Carlton-Restaurant, die Luxusabkabinen, die lautlosen Lifts, die Promenadenbänke, die Bade-Einrichtungen und alles andere zu übertrieben. Sie waren von einem geheimen Reiz ergriffen, den zu überdecken sie versuchten, indem sie süße



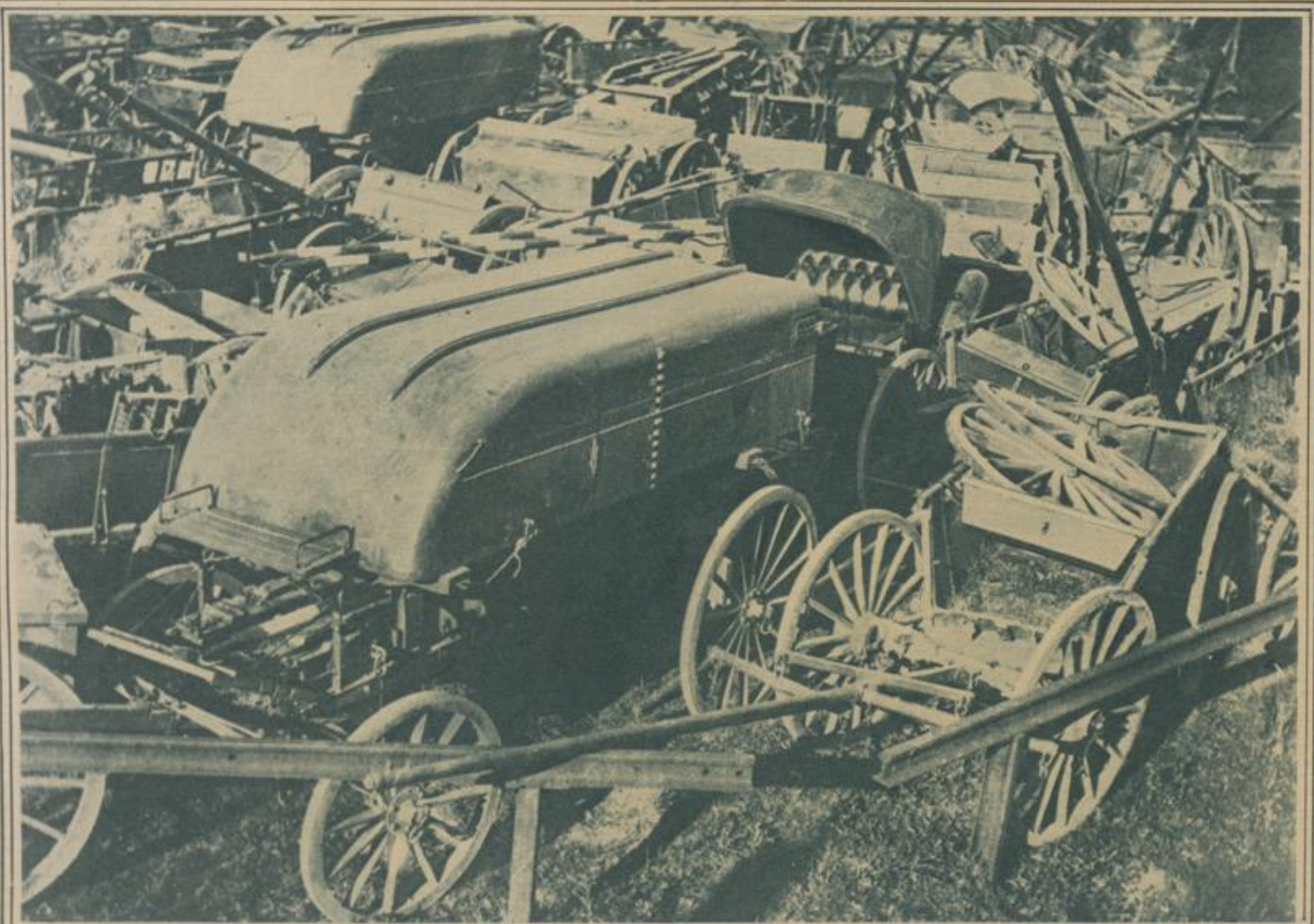
Phot. Gebr. Gaudel, Berlin.
Tipp eines russischen Soldaten.

Freundlichkeiten die Menge auf die entzückten Deutschen schütteten. Ein Schiffsingenieur meinte damals leise zu seinem Nachbarn, einem deutschen Diplomaten, der für Washington bestimmt war: „Baron, diese Briten neiden uns den Dampfer, sie verlieren „das blaue Band“ („the blue ribbon“). Sie können uns nicht vergessen, daß wir ihnen die besten Passagiere wegnehmen, weil wir mehr wie sie an Sicherheit und Eleganz, an Luxus und Reichhaltigkeit im Essen und sonst noch bieten. Sie können mir glauben,“ fügte er ganz leise hinzu, „am liebsten sprengten sie den Dampfer in die Luft.“

Diese Jungferntour des „Kaiser Wilhelm der Große“ war ein Ereignis. Damals. Die Telegramme spielten

in die ganze Welt. Sein Schnelligkeitsrekord übertraf alle Leistungen der Cunard- und Star-Line-Dampfer. England war in einem Zustand der geheimen Wut. Sie bauten wie die Wichtelmänner schnell und gierig an neuen Ozeantriesen. Aber die Leistungen der deutschen Schiffsahrtsgesellschaften konnten sie nie übertrumpfen. Hatten sie wieder den alten deutschen Rekord geschlagen, so stellten wir einen neuen mit einem noch schnelleren Dampfer auf. Und wenn sie auf Kosten der Bequemlichkeit, der Ruhe des Ganges noch schneller fuhren, verzichteten wir einfach auf den weiteren Kampf um das „blaue Band“ des Ozeans, und setzten Riesenschiffe hin, welche gingen wie „in Butter“, leise und ohne Vibration, die aber immerhin jeden Vergleich mit den britischen schnellsten aushielten. Sie konnten die deutsche Konkurrenz nie wieder los werden und die Listen der „Mauretania“, „Aquitania“, „Lusitania“ waren niemals so schwer überzeichnet wie die der deutschen Luxusdampfer. Und das vergaßen sie nie. Wie ein geheimer Wurm fraß es an ihrer Krämerseele. Sie verschworen sich, den deutschen Passagier, aber auch den anderen Seeverkehr zu vernichten wo sich die Gelegenheit bot.

Sie ist gekommen! „Kaiser Wilhelm der Große“ das erste Opfer dieser raffinierten Politik. Sie werden keinen der großen, selbst älteren Dampfer unserer Handelsflotte kapern, wenn sie irgendwie ihn in Grund bohren können. Sie wollen die deutsche Seeherrschaft auf Jahre vernichten. Und an dem „Kaiser Wilhelm der Große“ haben sie endlich mal ihren langgehegten Wunsch verwirklichen können. Darin steckt Programm. Aber sie werden eine falsche Rechnung machen. Am Boden des Meeres liegt der titanische Schnellschiffer. Seine wundervollen Kabinen- und Gesellschaftsräume vermodern. Aber ein Rächer nach dem andern wird ihm erstehen. Noch die letzte Tat des nun so schändlich vernichteten „Kaiser Wilhelm der Große“, die Freigabe eines englischen Passagierdampfers, weil zu viele Frauen und Kinder auf ihm waren, hat ihm ein ehrenvolles Gedenden gesichert. Mit einer Geste der Vornehmheit, der Humanität ist dieses schöne Schiff aus dem Dasein geschieden, das alle, die es kannten und die auf ihm gewirkt, wie einen lieben Freund vermissen werden. Sie werden ihm ein Gedenden bewahren, ein Gedenden, das dreifachen Haß gegen das heuchlerische Albion birat. Der Rächer des Völkerrechtsbruchs und der feigen Methode wird das letzte Wort sprechen... (F. Spier, München).



Phot. Gebr. Gaudel, Berlin.
Erbeutete russische Ponton-Wagen.

Schwester Agnes.

Nach einer wahren Begebenheit von Fritz Wahl.

Die Schwester vom Roten Kreuz, die mir auf der langen Fahrt zur Ostgrenze am Fensterplatz des Kuppes gegenüberlag, war eine jugendkräftige Erscheinung. Der Sicherheit ihrer Körperhaltung und der Ruhe ihres klaren Auges durfte man glauben, daß ihre Kräfte der schweren Pflicht auf dem Schlachtfeld gewachsen seien. Wir sprachen von ernstlichen Dingen, als wären wir alte Freunde. Die übrigen Reisegefährten erzählten sich wilde Geschichten, wie sie in diesen Kriegszeiten im Schwange sind, vor allem von Spionen und wie ihre Anschläge durch die Wachsamkeit braver Bürger vereitelt wurden. Schwester Agnes war still geworden. Sie hörte der Unterhaltung der anderen zu, ohne sich daran zu beteiligen. An der nächsten Station stiegen die Mitreisenden aus. Wir blieben allein. Als der Zug sich wieder in Bewegung setzte und uns sobald kein Fremder stören konnte, nahm Schwester Agnes meine Hand und blickte mir lange und beinahe ängstlich fragend in die Augen. Ob sie mir etwas ganz, ganz Schweres anvertrauen dürfe? Dann begann sie tief atmend und leise zu erzählen:

„Ich hatte einen Jugendfreund. Wir waren Schulfreunde und Spielgefährten gewesen. Ich war seinen Eltern wie eine Tochter, er den meinen wie ein Sohn. Es schien selbstverständlich, daß wir einander bestimmt seien für's ganze Leben. Als er auf die Hochschule ging, galt ich als seine Braut. Und ich bin ihm treu geblieben, das dürfen Sie glauben. Später, wenn er in die Ferien heimkam, fand ich manches an ihm verändert. Wir blieben zwar anfangs die besten Kameraden, und seine Liebe zu mir hatte eher noch eine tiefere Wärme, ja fast eine Leidenschaftlichkeit angenommen, die ich früher nie an ihm kannte. Ich mußte bald erfahren, daß er draußen auch andere Frauen — und anders als mich — kennen gelernt hatte. Das schmerzte mich und ließ mich bei ihm nie wieder ganz froh und unbefangen sein. Er schrieb dann immer seltener. Seine Briefe klangen gezwungen und unwahr. Ich wußte schließlich von ihm und seinem Leben nicht viel mehr, als daß er ständig in Geldnot war, — durch fremde Weiber. Ich begriff, daß ich nicht länger meinen Hoffnungen nachhängen durfte. Ich wollte mir mein eigenes Leben schaffen und wurde Krankenpflegerin.“

Schwester Agnes hielt inne und fragte mich mit einem tiefen Blick, ob sie auch das Allerwichtigste sagen solle. Ich bejahte stumm, und sie fuhr zögernd und stockend fort: „In den ersten Kriegstagen stellte ich mich als geprüfte Schwester in B. beim Felddienst des Roten Kreuzes. Die Formalitäten nahmen eine Reihe von Tagen in Anspruch. Ich konnte inzwischen die begeisterte Erregung mitemleben, die durch die große Stadt ging, hörte mit klopfendem Herzen das Singen und Jubeln der kommenden und abmarschierenden Soldaten und sah, wie man auf den Straßen überall Jagd auf Spione machte, auf wirkliche und auf Leute, die man dafür hielt. Da entdeckte ich plötzlich in einem Volksbuden, der hinter einem gefesselten, von einer Patrouille geführten Menschen herzog, meinen Freund. „Wilhelm“, rief ich laut und drängte mich durch die Leute. In jähem Schreck drehte er sich nach mir um. Ganz blaß und verwirrt starrte er mich an. Dann faßte er mich hastig beim Arm und drängte mich in eine Seitenstraße. Ich spürte, wie er am ganzen Leibe zitterte. „Fort, komm, fort von hier“, flüsterte er leuchtend. „Hast Du den Mann gesehen, der da weggeschleppt wurde? Es ist ein Spion! Ich habe ihn gekannt.“ — Wir gingen rasch durch einige Nebenstraßen, bis wir in eine menschenleere Vorstadtgegend kamen. Dort blieb er stehen und sah mich an. Auf seinem zerquälten Gesicht lag eine furchtbare Angst. „Du bist krank, Wilhelm. Sag' mir, was Dir ist.“ Er hörte mich nicht. Er wiederholte nur: „Hast Du den Mann gesehen, den Spion?“ Dann setzte er leise hinzu: „Nicht wird er nicht verraten. Nicht nicht!“

Ich legte dem Freunde meine Hand auf die Stirn, die feucht von kaltem Schweiß war, und sprach gütig auf ihn ein. Ich weiß nicht, ob er hörte, was ich von unserer Jugend und von glücklichen Zeiten sagte. Aber die Tränen traten ihm in die Augen, und er brach in lautes Schluchzen aus. Ich faßte ihn um die Schulter und führte den verzweifelten, willenlosen Menschen zum nahen Park. Wir ließen uns auf einer einsamen Bank nieder. Ich nahm seinen Kopf in meinen Schoß und ließ ihn sich ausweinen wie ein unglückliches Kind. Vielleicht war der Spion ein Freund gewesen, an dem er hing und dessen Schicksal ihn wie ein eigenes getroffen hatte. „Nein, nein, nein“, wimmerte er. „Nicht er allein ist schuldig. Ich bin es auch. So gut wie er.“ Und dann richtete er sich auf, umklammerte meinen Arm fest, zog mich dicht an sich und stieß mühsam und heiser hervor: „Agnes, wenn Dir noch etwas teuer ist von unserer Kinderzeit, von meinem Elternhaus — verrate mich nicht und verdamme mich nicht! Ich muß mir vom Hals reden, woran ich sonst ersticke. Ich kann es nicht mehr allein mit mir herumschleppen. Du mußt mir tragen helfen. Agnes, ich bin ein Spion! Ich bin ein Vaterlandsverräter!“

„Ein Narr bist Du“, erwiderte ich voller Mitleid. „Komm' zu Dir, Wilhelm.“ Doch er lachte wild hinaus: „Ein Narr, ja ein Narr! Wenn Du nur wüßtest, wie ich

es geworden bin. Der Teufel und die Weiber haben mich in den Krallen gehabt. Ich brauchte Geld, immer wieder Geld. Es war Gefundel, mit dem ich es vertat, aber ich kam nicht mehr los davon. Einer war in der Gesellschaft, der hatte Geld, so viel er wollte. Eines Tages, als ich mir schon das Leben nehmen wollte, weil ich nicht mehr aus noch ein wußte, sagte er mir, wie man es anfangen müßte, um ohne Mühe lustig leben zu können. Hätte ich doch damals den Mut geholt, mir die Kugel in den Kopf zu schießen.“ — Wilhelm schlug eine Weile. Er hielt den Kopf tief gesenkt. Dann fuhr er mit matter Stimme fort: „Eigentlich war es nichts besonderes, was man von mir verlangte. — Oder doch? Die Wasserversorgung eines großen Grenzbezirks kommt aus einem Grubenwerk. Wenn die Grube zerstört wurde, war das ganze Gebiet ohne Wasser und die Menschen mußten verdursten. Ich sollte die Pläne dieser Anlage beschaffen, weiter nichts. Das konnte mir nicht schwer fallen als Ingenieur. — Und ich habe es getan! —“

Wilhelm sah zu mir auf. Ich mußte die Augen schließen. Mein Blut kloppte, als wollte es die Adern sprengen. Ich versuchte, ruhig zu werden, und sagte nur: „Ich habe bisher stets gemeint, Spione sind Aus-



„Ich hatt' einen Kameraden...“

länder, Russen oder Engländer oder Franzosen. Daß auch Deutsche — — — das habe ich nicht gewußt.“ — „Du ja“, warf er lebhaft ein, als wollte er die Gelegenheit benutzen, sich zu rechtfertigen. „Du glaubst nicht, was alles bei uns von der Spionage lebt. Ich kenne angesehene Leute, in Amt und Würden.“ Aber Du nicht, Wilhelm!“ Ich beschwor ihn, er solle sagen, daß es nicht wahr sei, daß er nicht zu jenen Glenden gehöre. Er aber zog einen Pack Banknoten aus der Tasche. „Schau her, das sind mehr als zweitausend Mark. Das Geld ist mein. Ist Dir das nicht Beweis genug?“

In mir stieg eine Glut auf, die zum Kopf drang und mir einen Augenblick den Sinn umnebelte. Durch einen tanzennden Schleier sah ich ihn vor mir sitzen, mit seltsam verzerrtem Gesicht, den Menschen, der mir der Liebste auf der Welt gewesen und nun der niedrigste Schurke war. Ich wollte mich auf ihn stürzen, ihn mit diesen Händen erwürgen. Da stieß er einen kläglichen Angstschrei aus wie ein Tier in der Gefahr. Die Arme sanken mir herab, das Blut schoß aus meinem Kopf zurück und gab den Blick wieder frei. Ich glaube, ich mußte plötzlich über den Jammer lachen, der sich fast zum Boden krümmte und das Papiergeld noch mit zitternden Fingern umkrampft hielt. „Na, Du Held“, höhnte ich. „Du deutiger Spion, was fange ich mit Dir an?“ — Er brauchte eine Weile, um sich zusammenzureißen. Dann fauchte er: „Du kannst mich ja verraten! Ja, tue es nur. Tue es doch. Wird Dir nicht viel helfen. Ich bin vor Dir sicher. Vor Dir und vor Jedem.“ Er streckte das Geld in die Tasche und zog ein Papier heraus. „Da, lies!“ Es war ein Polizeischein, der ihn als Spion im Ueberwachungsdienst der Spionage legitimierte. „Siehst Du nun, wie dumm es von Dir wäre, wenn Du mich denunzieren wolltest. Hätte gar keinen Zweck. Du würdest Dich nur lächerlich machen.“ Seine Miemen hatten einen widerlich frechen Zug angenommen. Ich mußte an mich halten, um ihm nicht ins Gesicht zu spucken. Er bemerkte, wie ich meine Empfindungen

niederlängte, die nichts anderes waren als Ekel und unendliche Verachtung. Doch mochte er wohl glauben, daß er mit seinem letzten Mittel über mich triumphiert habe und daß ich mich widerstrebend in den Gedanken fügen, seine Mitwisserin, seine Vertraute sein zu müssen.

Ein kalter Haß kam über mich und ein unbestimmtes Gefühl, das mich sagen ließ: „Du hast ganz recht, Wilhelm. Ich habe nicht gedacht, daß man so klug sein kann.“ „Agnes“, — er hatte schon auf ein Wort von mir gelaert, das ihm irgend eine Hoffnung bieten könnte, — „Agnes, Du magst mich verachten, aber Du darfst mich nicht verlassen. Jetzt weiß ich erst, was ich mit Dir verloren hätte. Wir gehören zusammen von Kindheit an. Du bist der einzige Mensch, der mein Geheimnis teilt. Ist es denn gar so schlimm, was ich tue? Deutschland wird nicht an den paar Zeichnungen zugrunde gehen, die ich den neugierigen Ausländern verkaufe. Manchmal ist es ganz wertloser Kram, und sie zahlen doch. Agnes, Du warst immer ein tapferes Mädel. Sieh mal, wenn Du geschickt wärst. Wir könnten so viel Geld verdienen, wir beide, daß wir für immer glücklich wären. Wir könnten nachher irgendwo in Ruhe und Frieden leben. — Ich habe einen Auftrag, den kann ich nicht ohne Dich ausführen. Du mußt mir helfen. Es hängt ein Vermögen daran. Unsere Zukunft! — Du bist jung. Du bist verführerisch, Du kannst mit Leichtigkeit an hohe Offiziere herankommen. Ich laufe Dir Kleider, so schön und so viel Du willst, — — —“

Er durfte nicht weiterreden. Ich legte den Zeigefinger an den Mund und winkte, daß er schweigen solle. Es lag keine Drohung, keine Entrüstung in meiner Bewegung. Nichts konnte ihm eine Erregung verraten. Das letzte Fieber war aus mir gewichen. Ich war so ruhig geworden, daß ich lächeln und mit kühlem Bewußtsein sagen konnte: „Hi, lieber Freund, nicht so stürmisch. Es ist etwas viel, was ich da mit einem Male begreifen soll. Ich muß mich erst an die fremden Gedanken gewöhnen.“

Wilhelm starrte mich mit offenem Munde an. Dann warf er sich mir zu Füßen und bedeckte, wirre Dankesworte stammelnd, meine Hände mit Küffen und Tränen. Ich wehrte ab. „Laß das, Wilhelm. Wir sind noch nicht so weit. Ich muß erst mit mir fertig werden. Laß mich allein!“ Er bat mich für den Abend um ein Wiedersehen. Ich gab ihm die Hand und ging. — — —

Lange bin ich durch den Park und wieder durch die Straßen getret. Ich mußte mein Herz in den Schläfen hämmern. Ich hielt das Schicksal eines Menschen in der Hand, der einmal eine weiche Seele, ein heiteres, offenes Gemüt besaß und den nur Schwachheit ins Verderben führen konnte. Das Schicksal eines Menschen, den ich über alles geliebt, der sich mir auf Tod und Leben anvertraut hatte. Ein wehes Mitleid packte mich und machte mich schwach, beinahe wehrlos. — Als ich soviel hin und her gewandert war, daß mir die Füße schwer wurden, begegnete mir ein Trupp junger Krieger, alle jung wie er. Hochgemut gingen sie in Pflicht und Tod. Das Volk jubelte ihnen zu, und dieser Jubel war nichts als Dankbarkeit, weil jene auszogen, die Heimat vor dem Feinde und vor Verrat zu retten. Die Frauen aber winkten ihnen nach. — Mütter, Bräute, Schwestern. Sie alle opferten ihr Liebste in stolzem Schmerz dem Vaterlande.

Da hatte ich mich wiedergefunden. Der Gang, den ich jetzt tat, war Pflichterfüllung. Die Herren auf dem Amt hörten mich ernst und ruhig an. Ich vergaß nicht, die Legitimation zu erwähnen, auf die er sich als Polizeispion berufen würde.

Als Wilhelm abends an der verabredeten Stelle auf mich zuellte, legten sich die festen Griffe zweier Kriminalbeamter auf seine Schultern. Er wankte und war leichenblaß. Dann stotterte er etwas von einem Irrtum, den ich aufklären konnte, von seinen Eltern, die brave Leute seien, wie ich bezeugen würde, von seiner Legitimation als Agent der Ueberwachungs-polizei. Aber der eine der beiden Beamten sagte nur, mit einer Handbewegung zu mir hin: „Das wissen wir alles. Sie sind ein Spion. Sie haben ja selbst ein vollkommenes Geständnis abgelegt.“ — Da richtete Wilhelm sich hoch auf und sah mich an, stumm, mit weitauferstehenden, geisterhaften Augen. Und er hing noch an mir mit diesem Blick, als er gefesselt abgeführt wurde. — — — Gestern in der Frühe hat man ihn erschossen!“

Schwester Agnes schwieg. Auf ihrem Gesicht stand das Entsetzen der Erinnerung. Ich nahm ihre Hand und hielt sie lange fest. So fuhren wir, ohne ein Wort zu reden, wohl eine Stunde. Dann rollte der Zug in den Bahnhof ein, der ihr vorläufiges Reiseziel war. Wir nahmen voneinander Abschied, und Schwester Agnes sagte, indem sie sich zum Gehen wandte: „Ich werde seinen letzten grauenvollen Blick im Felde, im Dienst für unsere Krieger vergessen!“ — — —



SCHWARZE PERLEN

Kriminalroman von August Weiß

(1. Fortsetzung.)

„Ja, allerdings,“ antwortete die Baronin und senkte die Augen.

„Sie waren doch die ganze Zeit über in der Bibliothek, nicht wahr, Frau Baronin?“

„Die ganze Zeit? Ja, natürlich! Das heißt, ich sagte Ihnen schon, daß ich ein paarmal in den Garten hinausstrat, um frische Luft zu schöpfen,“ fügte sie ungeduldig hinzu.

„Könnte diejenige Person, die den Schmutz entwendet hat?“ — Baron Franz, der nun das Wort an den Kommissär richtete, vermied den Ausdruck Dieb — „nicht durch das Fenster eingedrungen sein?“

„An diese Möglichkeit habe ich auch schon gedacht,“ antwortete der Kommissär, „um so mehr, da das Zimmer im Parterre liegt und das Fenster offenstand. Vielleicht finden wir Anzeichen für diese Vermutung. Bitte, Herr Baron, veranlassen Sie, daß eine Laterne gebracht wird, die Lampe würde draußen zu sehr flackern.“

Johann brachte eine Laterne und die ganze Gesellschaft, der Polizeikommissär an der Spitze, trat in den Garten hinaus.

Burmser überflog mit raschem Blick die nächste Umgebung und maß mit den Augen die Entfernung, die zwischen dem Schloß und dem kleinen dunklen Föhrenwäldchen linker Hand lag.

Doktor Burmser hat die Gesellschaft, zurückzubleiben, damit allfällige Spuren nicht verwischt würden.

Vor den Fenstern des Boudoirs hockte sich der Kommissär nieder und studierte eifrig den Boden. Endlich stand er auf und fragte den Baron, der vom Fenster aus neugierig zusah:

„Haben Sie jemand im Hause, der Sporen trägt?“

Bevor dieser antworten konnte, klappte der Oberleutnant die Abfäße zusammen und rief:

„Wie Sie hören, befindet sich gleich hier einer!“

Der Kommissär schüttelte den Kopf.

„Ihre Spuren, Herr Oberleutnant, ließen sich ganz leicht erkennen. Schmale, zarte Füße —“

„Danke schön fürs Kompliment!“

„Und dazu langhaltige Sporen. Um diese Sporenspuren handelt es sich nicht. Irgend ein grober, plumper Fuß muß dagewesen sein.“

„Und der Mann mit den groben, plumpen Füßen trug Sporen?“

„Ja, ganz bestimmt.“

Der Baron überlegte.

„Meine zwei Reitschuhe tragen Sporen, aber Sie wissen ja, die gewissen angeschlitten, die hoch über dem Absatz hängen, und es ist auch nicht recht anzunehmen, daß die Leute —“

„Rein, auch um die kann es sich nicht handeln. Das Sporenbild wäre nicht so deutlich abgedrückt, wenn die Sporen nicht tief unten an dem Absatz angebracht wären.“

„Dann kann es nur mein Dursch sein,“ sagte der Oberleutnant.

Der Kommissär nickte befriedigt.

„Ja, ja, große Kommissärfüße und tief angefehlte Sporen.“

Nun zeigte auch Baron Franz plötzlich reges Interesse an der Angelegenheit. Er bog sich weit aus dem Fenster und spähte scharf nach dem von Johanns Laterne und dem elektrischen Taschenapparat hell beleuchteten Fleck.

„Was hat denn der Kerl da zu tun gehabt?“ entfuhr es unwillkürlich den Lippen des Oberleutnants.

Der Kommissär lächelte eigentümlich, ging einige Schritte den Fenstern entlang und prüfte dabei den Boden. Das Resultat dieser Prüfung schien ihn sehr zu befriedigen. Er nickte ein paarmal vor sich hin und der grübelnde Ausdruck schwand aus seinem Gesicht. Dann antwortete er:

„Sehen Sie, diese plumpen Spuren führen weiter, und daneben her trüppeln ganz kleine Stiefelchen. Ihr Dursch, Herr Oberleutnant, scheint also hier in weiblicher Begleitung, in weiblicher Begleitung, betone ich, spazieren gegangen zu sein. Es würde mich sehr interessieren, zu erfahren, wer diese weibliche Person gewesen ist.“

„Mir scheint, Sie haben durch die Auffindung der Fußspuren einen großen Schritt zur Lösung dieser unangenehmen Angelegenheit gemacht,“ wandte sich Franz Rodenstein nun an Burmser. „Ich zweifle nicht mehr, daß wir auf dem richtigen Wege sind.“

„So optimistisch bin ich leider nicht,“ meinte der Kommissär.

Dem Oberleutnant war es etwas peinlich, daß sein Dursch in diese Affäre hineingezogen wurde.

Nicht etwa, weil er fürchtete, daß dieser den Schmutz entwendet hätte. Er war von der Echtheit des braven Thomas, der bei ihm schon das zweite Jahr diente, voll-

kommen überzeugt. Wohl aber dachte der Oberleutnant in diesem Augenblick daran, daß bei dem nun bestimmt folgenden Verhör der Dursch irgend etwas auszusagen könnte, woraus auf das Rendezvous bei der Linde geschlossen werden konnte.

„Wünschen Sie, daß ich meinen Durschen holen lasse?“

„Ich möchte darum bitten,“ Herr Oberleutnant.

Auf einen Wink entfernte sich Johann und kehrte nach wenigen Minuten mit der Nachricht zurück, daß der Dursch nicht auf seinem Zimmer sei.

Ein Ruf des Erstaunens entfuhr den Lippen des Kommissärs.

„Nicht auf seinem Zimmer? Jetzt, mitten in der Nacht! Haben Sie ihn wohin geschickt, Herr Oberleutnant?“

„Keine Spur! Er muß sich halt irgendwo herumtreiben. Mein Gott, er ist jung. Vielleicht ist er ins Dorf hinunter und sitzt im Wirtshaus.“

„Kommt das öfter bei ihm vor?“ fragte der Kommissär wieder.

„Rein. Er ist ein furchtbar solider Kerl, der den ganzen Tag zu Hause hockt.“

„Nun, dann ist es jedenfalls auffällig, daß er gerade heute nicht in seinem Zimmer ist.“

„Ich muß gestehen, mich wundert's auch! Aber ich glaube, daß sich die Sache gewiß recht harmlos aufklären wird,“ bemerkte Baron Walden.

Der Kommissär hatte inzwischen den Boden weiter untersucht und festgestellt, daß die Fußspuren des Offiziersdurschen sowie des ihn begleitenden Mädchens längs des Hauses hin und her führten, so daß man annehmen konnte, das Paar sei längere Zeit vor dem Hause spazieren gegangen.

Endlich ging Doktor Burmser ins Bibliothekszimmer zurück.

„Also, Herr Doktor, Sie werden wohl für heute Ihre Nachforschungen abbrechen, nicht wahr?“ fragte der alte Freiherr, der sich trotz der Aufregung etwas abgespannt fühlte und die gewohnte Nachtruhe schmerzlich vermisse.

„Ja, ich denke, es ist ziemlich spät, ich möchte nicht stören,“ antwortete Doktor Burmser. Er sah auf die Uhr und zögerte.

„Allerdings hätte ich noch einiges in Ordnung zu bringen —“

„Und das wäre?“ fragte der Hausherr.

„Vor allem müßte man mir doch den Durschen des Herrn Oberleutnant — übrigens, Herr Baron, nicht wahr, Sie geben mir vollkommen freie Hand?“

„Ja, ja, bitte, gewiß!“

„Dann bitte ich einen Augenblick um Entschuldigung.“

Der Kommissär schritt zur Tür, an der Johann stand, und sagte ihm leise:

„Gehen Sie in den Hof. Beim Tor stehen zwei meiner Leute. Sie sollen sofort herüberkommen!“

Zwei junge Männer erschienen.

„Sie, Brandtner,“ sagte Doktor Burmser zu einem von ihnen, „der Bediente wird Sie in das Zimmer eines Durschen führen. Dort nehmen Sie sofort eine Untersuchung der Proprietäten vor. Und Sie, Raimund, durchsuchen einmal den Park, ob Sie nicht einen Offiziersdurschen finden.“

„Wie sieht er aus?“ fragte der Polizeiagent.

Oberleutnant Baron Walden antwortete anstatt des Kommissärs: „Er ist ein ziemlich schlanker Mann, jung natürlich. Zwanzig Jahre beiläufig. Hat einen kleinen schwarzen Schnurrbart, kurz geschorenes Haar und trägt — ja, das weiß ich eigentlich im Augenblick nicht — er hat sowohl eine Livree als auch eine Uniform. Da ich von seiner Unschuld vollkommen überzeugt bin, nehme ich an, daß er die Uniform trägt.“

Der Kommissär schien anderer Meinung zu sein und sagte:

„Bitte, Herr Oberleutnant, beschreiben Sie für alle Fälle auch die Livree. Wenn der Dursch etwas auf dem Gewissen hat, so wird er gewiß nicht die Uniform tragen, sondern er wird sie verstecken und das Weiße suchen.“

„So viel ich weiß, hat Thomas —“

„Ah, Ihr Dursch heißt Thomas! Und mit dem Namen?“

„Thomas Rothwieg.“

„Wie, Rothwieg?“ fragte die Baronin erstaunt.

„Ja, Baronin,“ entgegnete der Oberleutnant. „Warum jetzt Sie der Name in Erstaunen?“

„Staunen ist wohl nicht das richtige Wort. Es wundert mich nur. — Ah, jetzt wird sich ja die ganze Sache aufklären. Ist Ihr Dursch aus Oedenburg, Herr Oberleutnant?“

„Ja, freilich, von dort rekrutiert sich ja mein Regiment.“

„Dachte ich mir's doch gleich! Also, Herr Doktor, mein Stubenmädchen, die Milli, heißt auch Rothwieg und ist aus Oedenburg,“ sagte die Baronin zum Kommissär.

„Was folgern Sie daraus?“

„Nun, daß die beiden wahrscheinlich verwandt sind. Da er und sie tagsüber beschäftigt waren, hatten sie vermutlich am Abend eine Zusammenkunft, um sich gegenseitig von der Heimat zu erzählen.“

„Ja, ja, das kann schon sein,“ meinte der Kommissär.

Der alte Baron, der dieser Diskussion aufmerksam gefolgt war, trat an den Doktor heran und sagte:

„Herr Doktor, verzeihen Sie, ich bin kein Kriminalist, aber ein alter Soldat und mehr fürs Drauflosgehen als fürs Plauschen. Glauben Sie nicht, daß es einfacher wäre, wir zittern die Milli her, dann werden wir ja hören, wie die Sache liegt.“

„Herr Baron, ich hätte das längst getan, wenn ich nicht wegen der späten Stunde —“

„Na, jetzt, eine Stunde mehr oder weniger, darauf kommt's ja nicht mehr an!“

Johann wurde beauftragt, Milli zu holen. Er kam nach wenigen Minuten ziemlich aufgeregt zurück und meldete:

„Bitte, sie ist nicht da!“

Der Kommissär war von der Nachricht nicht sehr überrascht; er schien sie erwartet zu haben.

„Der Teufel! Das ganze Haus scheint ja heut nacht auf den Kopf gestellt zu sein!“ rief der alte Baron.

„Nun ist die Sache klar,“ ertönte die scharfe Stimme Franz Rodensteins.

Doktor Burmser lächelte befriedigt.

„Nun, Baronin,“ wandte er sich an Mary, „halten Sie Ihre harmlose Auslegung noch immer aufrecht?“

„Ich kann gar nichts sagen,“ erwiderte Mary und wechselte einen Blick mit dem Oberleutnant. „Es spricht alles gegen meine Behauptung. Aber daß das Mädchen den Schmutz genommen hat, glaube ich trotzdem nicht. Und wenn sich auch tausend Verdachtsmomente gegen sie ergeben.“

Doktor Burmser wandte sich wieder an den Agenten Raimund.

„Also, eine Personbeschreibung des Durschen haben Sie ja. Wenn Sie nach ihm suchen, so schauen Sie auch gleich nach dieser Milli aus, die ja nicht weit von ihm zu finden sein wird.“ — „Herr Baron,“ richtete Burmser dann an den Hausherrn das Wort, „wenn es nicht große Unannehmlichkeiten verursacht, bitte ich mir einige Ihrer Leute zu einer Streifung durch den Park zur Verfügung zu stellen.“

„Wenn es durchaus sein muß — man kann sie ja aufwecken lassen. Vielleicht ist es gar nicht nötig. Vielleicht rennen auch die im Park herum“, knurrte der alte Herr grimmig.

Inzwischen kam Brandtner zurück.

„Haben Sie was gefunden?“

„Gar nichts. Der Dursch muß die Uniform getragen haben, denn sie fehlt.“

„Die Uniform?“ fragte Doktor Burmser enttäuscht.

„Ja. Die Livree liegt in seinem Zimmer.“

„Sehen Sie, ich habe recht behalten,“ triumphierte Walden. „Ich kenne doch meinen Thomas! Der ist zu so was zu ehrlich — und viel zu dumm,“ fügte er lachend hinzu.

Die beiden Agenten und Johann verließen das Zimmer. Sie wurden zu den Stallungen geführt, wo Johann rasch einige Wärfel wegte und dann begann die Streifung durch den Park.

„Herr Baron,“ wandte sich Doktor Burmser an den Hausherrn, „wenn Sie mir gestatten, werde ich jetzt eine Durchsuchung der Zimmer vornehmen und zwar mit dem Ihren beginnen, damit Sie nicht länger in Ihrer Nachtruhe gestört werden.“

„Wenn Sie es für notwendig halten, bitte.“

Wenn die Herrschaften so freundlich sind, begleiten Sie mich,“ erlaubte Doktor Burmser die kleine Gesellschaft in höflichem Ton, denn es war ihm darum zu tun, daß sich keine der vier Personen entfernte, bevor er deren Zimmer durchsucht hatte.

Die Durchsuchung ging rascher vor sich, als man bei der Größe des Schlosses hätte annehmen können.

Eine ganze Reihe von Zimmern war ja abgeperrt. Im ersten Stockwerk standen nur vier offen. Der große Spielsaal mit der Terrasse, ein Rauchzimmer, das Arbeitszimmer und Schlafzimmer des Barons.

Nachdem Doktor Burmser diese Zimmer durchsucht hatte, verabschiedete er sich von dem alten Herrn, der trotz aller Strammheit schon einige Müdigkeit spürte.



Verlag der Neuen Photograph. Gesellschaft A. G. Berlin-Steglitz.

Von Anton Hoffmann, München.

Aufprohende Artillerie.

„Ich habe selbstverständlich den Auftrag gegeben, Herr Doktor, für Sie ein Fremdenzimmer zu öffnen. Auch für Ihre beiden Agenten ist bereits gesorgt worden.“

„Sehr liebenswürdig, Herr Baron.“

„Also, auf Wiedersehen morgen beim Frühstück! Hoffentlich können Sie mir dann schon etwas mitteilen. Wenn Sie irgend einen Wunsch haben, bitte ihn nur meiner Tochter gegenüber zu äußern.“

„Vorläufig habe ich nur einen: Wenn Sie Ihres Kammerdieners nicht mehr bedürfen, bitte ich, ihn zu mir zu schicken, da ich ihn noch um einige Details fragen möchte.“

„In einer Viertelstunde ist er unten!“ antwortete der Baron und zog sich mit einer artigen Verbeugung in sein Schlafzimmer zurück.

Der Morgen graute schon, als sich der Kommissär von der Baronin verabschiedete und sein Zimmer aufsuchte.

VII.

Zeitig am nächsten Morgen verließ Mary das Haus. Sie trug ein knapp anliegendes Kostüm aus grauem Sommerstoff, dessen kurzes Fädelchen mit Perlmutterknöpfen geschlossen war. Lange bänische Handschuhe und ein Strohhut mit schwarzem Bänderbusch vervollständigten die Toilette.

Die Aufregungen der vergangenen Nacht spiegelten sich deutlich in ihrem Antlitz. Es war blaß, und dunkle Ringe zogen sich unter den Augen hin.

Lori war zwar etwas erstaunt, ihre Herrin so früh fortgehen zu sehen, unterdrückte aber eine Frage, da sie die Verstimmung Marys erkannte.

Wenn nach mir gefragt wird, Lori, gab die Baronin beim Abschied den Auftrag, „so sag' meinem Vater, daß ich noch vormittags zurückkomme.“ Ich muß in der Stadt dringende Besorgungen erledigen.

Die Baronin bestieg den Wagen, der an der Freitreppe vorgefahren war, ließ sich die Wagendecke sorgfältig über die Arme breiten, dann die Handtasche reichen, die ihr Lori nachgetragen hatte, und fuhr davon.

Es war ein wunderschöner Sommermorgen, der trotz der frühen Stunde schon die Schwüle ahnen ließ, die der Tag bringen mußte. Solange der Weg durch die dichte Allee führte, wo die alten Bäume schützend ihre Zweige vor die Sonnenstrahlen spannten, ging es noch an, aber auf der staubigen Landstraße lauerte die Glut.

Mary lehnte im Fond des Wagens mit fast geschlossenen Augen. In ihren Mienen zeigte sich deutlich, daß ihre Gedanken anderswo weilten.

„Auf die Hand! Guten Morgen, Baronin!“ wurde sie plötzlich aufgeschreckt.

Ein Reiter, der ebenfalls vom Schlosse kam, sprengte heran. Oberleutnant Baron Walden hielt sein Pferd neben dem Wagen und salutierte höflich.

Sein hübsches Gesicht strahlte vor Entzücken, die geliebte Frau hier unverhofft zu sehen. Aber er wagte es nicht, seiner Freude Ausdruck zu geben, da Rutscher und Diener jedes Wort hören konnten.

„Schon so früh auf, Baronin? Wohin des Weges?“ fragte er förmlich.

Auch Mary durfte nichts merken lassen. Sie nickte Leo nur mit einem müden Lächeln zu. Ihre blassen Wangen überzog ein rosiges Schimmer, aus ihren dunklen Augen traf ihn ein heißer Blick.

„Ich muß in die Stadt!“ sagte sie.

„Bei der Hitze? Ja, was haben Sie denn um Gotteswillen so Dringendes zu tun?“

„Alles mögliche. Besorgungen für den Ball noch —“

„Ah, ich verstehe, Toilettesachen, nicht wahr?“

„Nicht nur solche,“ antwortete die Baronin ernst. „Ich habe auch sonstige Angelegenheiten zu ordnen, wichtige, bei meinem Advokaten.“

„Auh! Klingt das ernst!“ lachte der Oberleutnant.

„Ernst als Sie glauben!“ bemerkte die Baronin.

„Hat man den Dieb schon?“ fragte der Oberleutnant.

„Den Dieb?“ wiederholte Mary fragend, als ob sie sich erst besinnen mußte. „Ach ja . . . ich weiß nicht. Ich habe noch niemand gesprochen. Ein unbehagliches Gefühl übrigens, so das Haus voll fremder Leute zu wissen, die ihre Nase in alles stecken. Sie haben keine Vorstellung, in welcher Aufregung ich mich gestern befand, als mein Zimmer durchsucht wurde. Diese halbe Stunde liegt mir noch jetzt in allen Gliedern. Wie leicht hätte man Briefe finden können, die ich versteckt habe . . .“

„Ueberhaupt der gestrige Tag! Wenn sie bei Dir meinen Zettel gefunden hätten!“ flüsterte Mary.

„Der liegt hier verwahrt!“ antwortete der Baron und deutete auf seine Brust.

Bärtlich hing ihr Blick an der schlanken, eleganten Gestalt des geliebten Mannes.

Wie ritterlich sah er aus, wie jung und doch so männlich ernst! Ach, wie sie ihn liebte!

So gelangten sie auf die Reichstraße hinaus, auf der es derart staubte, daß Reiter und Wagen von einer dichten Staubwolke umhüllt wurden.

„Lieber Herr Oberleutnant, das halt' ich nicht aus!“ sagte die Baronin hustend. „Mittag sehen wir uns wieder!“

„Sie bleiben nur so kurz in der Stadt?“ fragte er angenehm überrascht.

„Ja, ich hoffe, bis Mittag wieder zurück zu sein. Schon deshalb, weil mich der langweilige Kommissär wieder ausfragen will.“

„Also ich küß die Hand, Baronin! Auf Wiedersehen!“

Der Oberleutnant setzte über den Strahengraben und galoppierte einen Feldweg hinein, der die große Biegung der Reichstraße abchnitt und direkt auf den Rennplatz nach Rottingbrunn führte.

Sie blickte ihm nach, so lange sie es unauffällig tun konnte.

Dann lehnte sie sich müde in die Polster zurück und versank in Gedanken. . . .

Der Gilzug brachte Mary nach Wien. Vom Südbahnhof fuhr sie direkt in die Bräunerstraße zu ihrem Advokaten Doktor Friedrich Hoffmann.

Zwischen diesem und der Baronin bestand ein ungewöhnlich vertrauliches Verhältnis. Er hatte sie schon als Kind auf den Knien gewiegt, hatte mit dem kleinen Mädchen die ersten Puppenorgeln geteilt und war ihr als Vater beigegeben.

Doktor Hoffmann streckte der Baronin beide Hände entgegen und begrüßte sie mit den Worten:

„Was führt Sie zu mir, liebes Kind, in so früher Stunde?“ (Fortsetzung folgt).

Feldpost - Briefe

Schokolade u. Pfefferminz
80 Pfg.

Gebr. de Giorgi

Frankfurt a. M.,
Liebfrauenstraße 3.

Dokumenten-Ordner

unentbehrlich

mit

12 Karton-Taschen 38 x 27 M 5.75

3 Leinen- „ 35 x 24 „ 6.50

12 „ 38 x 27 „ 12.-

Die Ordner sind beliebig aus-

dehnbar u. m. Inh.-Verz. versehen.

Lieferung gegen Nachnahme

oder Voreinsendung d. Betrages

Wilhelm Büttel, Hofl.

Frankfurt a. M., Goethestr. 25.

TEE-Ronnefeldt

jetzt Goethestrasse 3

Der große Krieg

Eine Chronik von Tag zu Tag.

Notizen, Depeschen und Berichte der Frankfurter Zeitung.
Alle 14 Tage ein Heft.

Preis 40 Pfennig das Heft

durch die Buchhandlungen, die Expedition und die Agenturen
der Frankfurter Zeitung.

Mit der Lieferung von

Heft II

wird am 21. September begonnen.

Im Abonnement portofrei zu beziehen unter Nachlieferung
von Heft I zum Preise von

in Deutschland Mk. 3.-

in Frankfurt Mk. 2.70

für die ersten 6 Hefte.

Expedition der Frankfurter Zeitung
Frankfurt am Main.

England auf der Suche



Photo-Union Paul Kamm, Berlin.
Ein französischer Gefangener, dem unterwegs ein paar Stiefel geschenkt wurden.



Phot. Berliner Ill.-Bl.
Indischer Offizier.

nach Feinden gegen uns



Photo-Union Paul Kamm, Berlin.
Ein Gefangener, der sich schämt.

Dah unsere braven Soldaten gegen solche Kerls kämpfen müssen, wie sie sich auf der folgenden Seite um die französische Fahne scharen, ist niederdrückend. Aus diesen Gesichtern spricht nichts wie Rohheit und Grausamkeit. Werden es aber gefährliche Gegner sein im offenen Feldkampf? Raum, sie werden laufen, wie sie 1870 schon gelaufen sind, aber sie werden versuchen, als Hyänen des Schlachtfeldes, als hinterlistige Wegelagerer das zu leisten, wozu sie im offenen Kampfe nicht fähig sind. Wehe dem Armen, den sie hilflos finden. Wir wollen den Riggern nur wünschen, daß sie nicht mit Bayern zusammengeraten, die würden mit ihnen nicht sehr sanft umgehen, wenn sie sie bei irgend einer Schandtat erwischen, es könnte aber auch sonst etliche Landsturmlente geben, die mit solchen Dekorationsstücken aus Zoologischen Gärten angemessen fertig werden.

Unsere Vettern jenseits des Kanals haben ja noch Ersprißlicheres vor: sie möchten uns am liebsten alle wilden Völkertämme der Erde auf den Hals heben und phantasieren jetzt schon



Leipziger Presse-Büro.
Diese Postkarte wurde von französischen Flugzeugen zu tausenden auf das deutsche Grenzgebiet abgeworfen, um die Bevölkerung in Angst zu versetzen. Die Bevölkerung bekam aber die gewünschte Angst nicht.

von den bengalischen Lanzenreitern und indischen Kamelen, die vor Berlin erscheinen sollen. (Vielleicht kann der Berliner Zoo auf diese Weise ein paar umsonst bekommen.) 200 000 Mann indische Truppen will man dem europäischen Schauplatz zuführen und statt ihrer — die Japs nach Indien schaffen. Die Nachricht hat bei uns durchaus kein Entsetzen hervorgerufen. Sie sollen es nur ruhig tun. Wir werden mit den bengalischen Reitern schon fertig werden und die Japs mit Indien. Vielleicht aber in einer Weise, wie man es sich am Londoner grünen Tisch nicht vorgestellt hat. Ob die Indier überhaupt die gelben Affen ertragen werden? Ob die Fadel der Revolution nicht mit dieser englischen Maßnahme in Indien entzündet wird? Wir werden ja erleben, wie die kommenden Wochen diese Frage beantworten werden. Daß es für sie auf je den Fall eine teuere Schlussabrechnung wird, das wissen die englischen Krämer schon jetzt — es muß ihnen also nicht besonders wohl ums Herz sein, wenn sie nach so verzweifelter Maßregeln greifen.



Indische Infanterie.



Phot. Berliner Ill.-Bl.
Indische Radshas, die, irreführt durch falsche Siegesnachrichten, England mit Geld unterstützen wollen.



Gen. Pau, Kommandant Paris.
Der einarmige General Pau.



Der russische General N



Die von ihm gestohlene Bowle.



Gen. Gallieni, Kommandant Paris.
General Gallieni.

Die silberne Bowle.

Als man kürzlich in Ostpreußen einen russischen General, der mit 90 Pferdekraften die Flucht ergriffen hatte, aus dem Auto aussteigen ließ, und so seine Flucht unliebenswürdig unterbrach, fand man zwischen seine Beine eingeklemmt eine silberne Bowle, die Bewohner des Städtchens Reidenburg einstens ihrem Landrat geschenkt hatten. Ob der General mit der Bowle nach

Petersburg fahren wollte, um diese fabelhafte Siegesbeute als Beweis der deutschen Niederlage vor der Moskauer Kathedrale aufzustellen, oder ob er sie beim nächsten Silberschmied „verfilbern“ lassen wollte, darüber hat er sich nicht geäußert. Daß er sie beim Durchzug irgendwo vom Tische, dann unter den Arm und schließlich bei der Flucht im Auto zwischen die Beine genommen hatte, gehört der Geschichte an und wird daher nicht vergessen werden.



Turks, Frankreichs schwarze Soldaten, gegen die unsere Soldaten kämpfen müssen.

Post, J. Berlin.

Schach.

Bearbeitet von J. Meier.

Alle auf diese Rubrik bezüglichen Zuschriften wolle man an die Schachredaktion des „Illustrierten Blattes“ richten.

Aufgabe Nr. 7.

Von G. Baumgarten in Leipzig.
Schwarz.

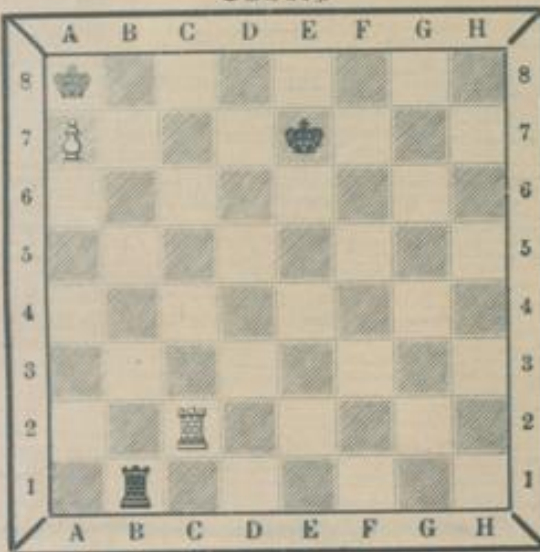
Weiß.

Matt in vier Zügen.

Das obige Problem ist ein sogenanntes „Ideenproblem“. Der Verfasser ist einer der begabtesten Vertreter der modernen Richtung im Problemwesen.

Aus dem Gebiete des Endspiels.

Schwarz.



Weiß.

Weiß am Zuge gewinnt.

Das Studium der Turmendspiele ist für den Schachfreund von besonderer Wichtigkeit, da dieselben einerseits in der praktischen Partie sehr häufig vorkommen, andererseits bei scheinbarer Einfachheit oft überaus schwierig zu behandeln sind. Ein typisches Beispiel hierfür ist die obige, doch gewiß einfach aussehende Stellung. Sie rührt von dem hervorragenden Endspielkenner M. Ratzke her. Die Lösung ist folgende:

Wie man russischer General wird.

Der erste Weg und zwar der angenehmste und müheloseste ist die Hof-Lokation; sie steht jedoch nur den Freunden der Großfürsten und den andern höchsten Persönlichkeiten offen. Solch ein hoher Herr hat immer einen kleinen Kreis von Intimen, die ihre guten Zeiten haben. Der eine ist ein trefflicher Trinkgenosse, der andere ein glänzender Gesellschaftler und Geschichtenerzähler, der dritte einfach ein „netter Herr“; je höher nun der Großfürst auf der Stufenleiter der militärischen Ehren steigt, desto weiter kommen auch seine Trabanten, und rasch sind sie beim General angelangt. Der zweite Weg, der teuerste, aber auch recht bequeme, ist das Eintreten in ein Garde-Regiment. Wer genug Geld hat, um in einem dieser vornehmen Regimenter mehrere Jahre auszuhalten, der



Mariamne: Oh, mein armer Lullu, der böse Deutsch hat dir eingeschlagen die Maul auch! oh-oh-oh

1. Tc2-c8
Der naheliegende Versuch Tc2-c8
Kd6 2. Tb7 schneit an 2...
Tb1 und nun kommt der weiße
König nicht mehr heraus.
1. Kc7-d6
Fall 1... Kd7 zu 2. Tb8
Tb8 3. Kb7, Tb1+ 4. Ka6
Ta1+ 5. Kb6, Tb1+ 6. Kc5
und Weiß gewinnt.
2. Tc8-b8 Tb1-h1
3. Ka8-b7 Tb1-b1+
4. Kb7-c8 Tb1-c1+
5. Kc8-d8 Tc1-h1
6. Tb8-b6 Kd6-c5
(oder A.)
7. Tb6-c6+ Kc5-b5
8. Tc6-c8 Th1-h8+
9. Kd8-c7 Th8-h7+
10. Kc7-b8 und Weiß gewinnt.
A.
6. Kd6-e5
7. Tb6-a6 Th1-h8+
8. Kd8-c7 Th8-h7+
9. Kc7-b6 Th7-h6+
10. Kb6-a5 und Weiß gewinnt.

Schachbriefwechsel.

H. S. in Darmstadt. Sie haben zwar den ersten Zug richtig angegeben, aber die Fortsetzungen sind falsch.

Kesselsprung.

•	glück	und	fällt	frei	deß	•
nicht	dem	mer	busen	dang	er	ner
um	den	glück	ent	tat	de	anß
ist	im	tiefe	dul	fein	schloß	schid
bei	ist	der	beide	ström	nicht	wer
•	scheln	ge	schmerz	festen	ge	•

Dexierbild.



Mit wem spricht der Herr Marquis?

Anzahlrätzel.

erabimtnedbnadbrezmiiieteltb
beteninemdienrutzrotdreentis
wncelbilsüiegtärtiee

Durch Anzahlen, wobei immer eine bestimmte Anzahl Buchstaben zu überspringen ist, findet man eine Strophe von Rückert. Wieviel Buchstaben werden überschlagen und mit dem wievielten muß begonnen werden?

Auflösungen.

Karten-Rebus.

Man liest die Buchstaben in der Reihenfolge der Karten und findet dann:

Die Karte ist des Teufels Sclangbuch.

Ordnungsaufgabe.

Leichter Beispiele, Eintracht, Aderheit, Fernweh, Wohnung, not, Heuboden, Piesenbach, Gerichte, Danteschuld, Aentuf, Dichte, Garigummt, Immermann, Raentbaler, Medizin, Stossvogel, Senfemann, Zichel, Diebe, Saturn, Chemille.

Reicht beieinander wohnen die Gedanken,
Doch hart im Raume stoßen sich die Taten.

Schüler

Defizit-Aufgabe.

Kattenkitten,
Antendant
Gutenbergs
Cittenen
Kantenburg
Ententeich
Tantenfisch
Tantenbrang
Cittenberg
Nigoletto. (Verdi.)

Magische Ecke.

P r e s s a n
K e i t e r
G e b a u
S t a b
K e n
n

Nachdruck verboten.

Haus und Küche.

Pflaumentonserven.

Von allen Früchten lassen sich Pflaumen am ausgiebigsten konservieren, wie nachstehende Anweisungen zur Genüge bezeugen.

Pflaumen bis Weihnachten frisch zu erhalten. Man schneidet die reifen Pflaumen, mit Handkneben angefaßt, mit einer Schere vom Baum, den Stiel möglichst lang daran lassend. Dann wickelt man jedes Stück in weiches Seidenpapier, packt in einen Steintopf, der noch nie mit Fett in Berührung gekommen, eine Lage Pflaumenlaub, packt die Früchte darauf lagenweise mit Laub abwechselnd, bindet den Topf mit Schweinsblase zu und vergräbt ihn im Garten metertief in die Erde, wobei man das Papier mit einem Ziegelstein schließt, oder man vergräbt ihn im Keller unter einen Sandhaufen. Zu Weihnachten herausgenommen, kann man die völlig frischen Früchte entweder als Tafelobst reichen oder einen saftigen Pflaumentuchen davon baden.

Pflaumen in Zucker. Die Pflaumen werden am Stiel entfernt, dann säuert man den Zucker, auf jedes Pfd. Frucht 1 Pfd. Zucker gerechnet, in Wasser, gibt die Pflaumen hinein, ohne sie kochen zu lassen, schäumt den Saft ab, nimmt die Früchte, wenn sie heiß geworden, heraus, kocht den Zucker zum großen Flug, gibt die Pflaumen hinein, läßt sie aufkochen, schäumt ab, läßt sie in Saft erkalten, gießt dann den Saft ab, wälzt die Früchte in reichlich Zucker und legt sie auf Bleche, worauf man sie im Ofen gut trocknen läßt. Sie sind als Dessert sehr beliebt.

Pflaumen in Essig. Auf 1 Liter Essig rechnet man 1 Pfd. Zucker, kocht beides auf, zieht vom Feuer, legt gut abgewaschene, mit einer Nadel durchstochene Pflaumen hinein, läßt sie darin erkalten; am anderen Tage gießt man den Saft ab, kocht ihn mit Himt und Nelken nach Geschmack auf, gießt ihn über die Früchte, kocht ihn am dritten Tage die ein, gießt wieder darüber, läßt abkühlen und verbindet die Gläser.

Pflaumenmarmelade. 10 Pfd. Früchte kocht man mit 2-3 Tassen Wasser weich, nachdem man sie entfernt. Dann treibt man sie durch ein Sieb, kocht mit 6 Pfd. Zucker 20 Minuten unter ständigem Umrühren, läßt abkühlen, füllt in Steintöpfe, die man mit Acet ausspült, legt ein mit Acet getränktes Papier darauf, streut auf dieses einige Körnchen Salz und verbindet sie mit Pergamentpapier.

E. Lema.

durchfliegt alle niederen Rangstufen. Daneben knüpft er in der elegantesten Lebenswelt hohe, zumeist weibliche Beziehungen an, die ihm rasch zu dem Posten eines Korpsführers verhelfen. Der dritte Weg, der eigentlich reguläre, der ziemlich lang ist, aber trotzdem zum Ziele führt, geht durch den Generalstab. Der Eintritt in den russischen Generalstab ist aber nun nicht etwa ein Zeichen besonderer Tüchtigkeit und großer Kenntnisse. Auch hier spielen Konnexionen die Hauptrolle. Die Beförderung dieser Generalstabler erfolgt nun genau nach einer besonderen Dienstaltersliste; Fähigkeiten und Tüchtigkeit spielen keine Rolle. Daher ist jedem Generalstabsoffizier, wenn er nicht besonderes Pech hat, der Posten eines Divisionskommandeurs sicher. Das alles erzählt der russische General Marlow in seinem Buch: Die Ursachen der russischen Niederlagen.

Frankfurter

Privatlazarette.

Je größeren Umfang die kriegerischen Ereignisse annehmen, umso härter wird auch der Zustrom der Verwundeten. Die Krankenhäuser haben alle Hände voll zu tun. Die großzügige Unterstützung von Seiten der Frankfurter Bürger ermöglicht es ihnen, überfüllte Räume zu vermeiden. Die Anzahl der von Privatleuten zur Verfügung gestellten Räumlichkeiten ist so groß, daß augenblicklich aller Bedarf gedeckt ist. Wir bringen diesmal Bilder von dem idyllischen Haus Buchenrode des Herrn Dr. Arthur von Weinberg und der Herrn Karl von Weinberg und der Herrn Waldried. Die Bilder zeigen deutlich, wie gut es unsere Soldaten und Offiziere da draußen haben und wie sehr man darauf bedacht ist, ihnen beste Pflege angedeihen zu lassen. Welchen

Umfang die private Fürsorge angenommen hat, geht daraus hervor, daß die Zahl der dem Roten Kreuz zur Verfügung gestellten Betten mehr als 5000 beträgt. Im ganzen dürften bisher etwa 3000 Verwundete in Frankfurt eingetroffen sein. Es stehen indes Lazareträume zur Verfügung, in denen weit über 5000 Verwundete versorgt werden können. Von diesen Lazaretten hat eine große Anzahl Operationsräume und Röntgeneinrichtungen. Erfreulich hoch ist auch die Anzahl der Pflegestätten, in denen die Genesenden sich völlig erholen können. Diese gut organisierte Fürsorge wird es ermöglichen, daß viele Hunderte von Leichtverwundeten bald wieder hergestellt sein werden und zur Fahne zurückkehren können, was sie so sehnlichst wünschen.



Haus Buchenrode des Herrn Dr. Arthur von Weinberg.



Auf der Veranda in Haus Buchenrode.



Villa Waldried. Beim Abendbrot in der Villa Waldried des Herrn Karl von Weinberg.

Phot. G. Reithold, Frankfurt a. M.

* Das Letzte vom Tage. *



Erbeutete russische Aeroplane werden nach Deutschland transportiert.

Phot. Leipziger Presse-Büro.



Generalmajor Scherbening,
Kommandeur der 21. Feldart.-Brig. (Frankfurt a. M.)
Starb den Heldenod fürs Vaterland.

Phot. Post. Frankfurt a. M.

Von der Deutschwehr in Berlin-Wilmersdorf wird eine Brosch. herausgegeben, die als Ersatz für Trauerkleidung gedacht ist. Sie enthält nur die Worte: Stolz gab ich ein teures Haupt für's Vaterland. Die Brosch. hat bereits Anklang gefunden, jedenfalls ist sie ein guter Versuch, das Tragen von schwarzen Kleidern als Zeichen der Trauer um gefallene Angehörige zu bekämpfen, denn wie wir schon in einer der letzten Nummern ausführten, ist es nicht angebracht, Deutschland mit einem schwarzen Bahrtuch zu überziehen und so die allgemeine Stimmung herabzudrücken.

Eine Gedenksprache.

Stolz gab ich ein teures Haupt
für's Vaterland 1914.

Das wäre vor allen Dingen auch nicht im Sinne der Helden, die draußen auf dem Felde der Ehre in hingebender Aufopferung für uns ihr Leben liehen. Das Ganze steht über dem persönlichen Geschick. Darum soll ein jeder die Trauer in sich verschließen, wie ein kostbares Gut, denn der Tod auf dem Felde ist der schönste und ehrenvollste, wenn er auch Leid genug bringt für die, die zurückgeblieben sind und die den Toten Bräutigam, Gatten, Bruder oder Freund nannten.

.. ..



Markttag in einem zerstörten ostpreussischen Grenzstädtchen.

Da die Geschäftsläden zerstört sind, müssen die Nahrungsmittel auf offener Straße verkauft werden.

Leipziger Presse-Büro.